

Ian Fleming's James Bond

James Bond  
jagt Dr. No

## Original

Autor: Ian Fleming

Titel: Dr. No

Jahr: 1958

Sprache: englisch

## Vorlage

Übersetzung: Dieter Heuler aus dem Englischen, 1965

Verlag: Scherz Verlag Bern – München – Wien

ISBN: —

## eBook

Version: 1.00 Testversion ID2

Korrekturen sind immer willkommen.

## 1

Pünktlich um sechs Uhr ging die Sonne mit einem letzten gelblichen Aufglühen hinter den Blauen Bergen unter. Violette Schatten fluteten durch die Richmond Road, und die Grillen und Laubfrösche in den prachtvollen Gärten begannen zu zirpen und zu quaken.

Außer diesen leisen Geräuschen der Insekten war die breite, leere Straße ruhig. Die wohlhabenden Besitzer der geräumigen, zurückgelegenen Häuser – Bankdirektoren, Leiter großer Unternehmen und hohe Staatsbeamte – waren schon seit fünf Uhr daheim. Sie besprachen mit ihren Frauen die Ereignisse des Tages oder duschten und zogen sich um. In einer halben Stunde, wenn es Zeit für den Cocktail war, würde die Straße zu neuem Leben erwachen; jetzt aber lag über der obersten halben Meile der »Rich Road«, wie sie bei den Geschäftsleuten von Kingston hieß, nur die ahnungsvolle Spannung einer leeren Bühne und der betörende Duft von Jasmin.

Richmond Road ist die »beste« Straße Jamaikas. Nur die »besten« Leute wohnen dort in den großen altertümlichen Häusern, die inmitten wundervoll gepflegter, mit seltenen Bäumen und Blumen aus dem Botanischen Garten bepflanzter Rasenflächen stehen. Die lange, gerade Straße ist kühl und ruhig und weit entfernt von dem heißen, lautstarken Gewühl Kingstons, wo ihre Anwohner ihr Geld verdienen. An der T-förmigen Kreuzung an ihrem oberen Ende liegt *King's House*, in dem der Gouverneur und Oberbefehlshaber von Jamaika mit seiner Familie wohnt.

An dieser Kreuzung liegt auch das Haus Richmond Road Nr. 1, ein zweigeschossiger Bau mit breiten, weißgestrichenen Veranden um beide Stockwerke. Zu dem säulengestützten Eingang führt von der Straße her ein Kiesweg durch weite, von Tennisplätzen unterbrochene Rasenflächen, auf denen abends immer die Rasensprenger laufen. Dieses Gebäude ist das gesellschaftliche Mekka von Kingston: der *Queen's Club*, der mit besonderem Stolz auf seine seit fünfzig Jahren behauptete Exklusivität hinweist.

Derartige überholte Einrichtungen werden im modernen Jamaika allerdings

nicht mehr lange existieren können. Eines Tages wird man die Fenster des *Queen's Club* einschlagen und das Gebäude vielleicht niederbrennen; aber im Augenblick ist er noch ein recht angenehmer Aufenthaltsort für eine subtropische Insel – gut geführt, mit ausreichendem Personal, der besten Küche und dem reichhaltigsten Keller des karibischen Raumes.

Zu dieser Tageszeit, wie an den meisten Abenden im Jahr, konnte man stets die gleichen vier Autos auf der Straße vor dem Klub antreffen. Sie gehörten zu der Bridgerunde, die sich pünktlich um fünf traf und bis gegen Mitternacht spielte. Man konnte beinahe die Uhr nach diesen Autos stellen. Ihre Besitzer waren der Brigadekommandeur der Karibischen Streitkräfte, Kingstons führender Strafverteidiger und der Mathematikprofessor der Universität Kingston. Am Schluß aber stand der Sunbeam von Kapitän John Strangways, ehemals Königlich Britische Marine, jetzt Kontrolloffizier für den karibischen Raum – oder weniger geheimnisvoll ausgedrückt, Vertreter des britischen Geheimdienstes.

Kurz vor sechs Uhr fünfzehn wurde die Stille der Richmond Road gestört. Drei blinde Bettler kamen um die Ecke der Kreuzung und gingen auf dem Bürgersteig langsam auf die vier Autos zu. Es waren Chigroes – eine Mischung aus Chinesen und Negern –, große Männer, die aber gebeugt dahinschlurften und dabei mit ihren weißen Stöcken tastend gegen den Bordstein schlugen. Sie gingen hintereinander. Der Mann an der Spitze, der eine blaue Brille trug und vermutlich besser sehen konnte als die anderen, hielt eine Blechbüchse in der linken Hand. Die Linke des zweiten Mannes ruhte auf seiner Schulter und die linke Hand des dritten auf der Schulter des zweiten. Die Augen des zweiten und dritten Mannes waren geschlossen. Sie waren alle drei in Lumpen gehüllt und trugen schmutzige Baseballmützen mit langen Schirmen. Sie sprachen nicht und man hörte nur das leise tastende Schlagen ihrer Stöcke, als sie langsam den schattigen Gehsteig entlang auf die Wagengruppe zuschlurften.

In Kingston, wo es so viele Behinderte in den Straßen gibt, wären die drei blinden Männer kaum aufgefallen. Aber hier, in dieser ruhigen, reichen Straße, wirkten sie störend. Merkwürdig war auch, daß sie alle drei Neger mit chinesischem Blut waren. Diese Mischung ist ungewöhnlich.

Im Bridgeraum nahm eine sonnenverbrannte Hand die vier Karten von der Mitte des grünbezogenen Tisches auf. Es gab einen leisen klatschenden Laut, als der Stich zu den anderen gelegt wurde.

Strangways sah auf seine Uhr und stand auf. »Ich bin in zwanzig Minuten zurück. Du gibst, Bill. Bestellfein paar Drinks. Für mich das Übliche. Und mischt mir kein faules Spiel zusammen, während ich weg bin. Ich merke es ja doch

sofort!«

Bill Templar, der Brigadekommandeur, lachte kurz auf. Er betätigte die Glocke neben sich und zog die Karten heran. »Beeil dich, verdammt noch mal! Du läßt die Karten immer ausgerechnet dann kalt werden, wenn's bei deinem Partner in der Kasse klingelt!«

Strangways war schon zur Tür hinaus. Die drei Männer setzten sich resigniert in ihren Sesseln zurück. Der farbige Ober kam, und sie bestellten Getränke für sich und einen Whisky-Soda für Strangways.

Diese unangenehme Unterbrechung gab es jeden Abend um sechs Uhr fünfzehn, immer etwa in der Hälfte ihres zweiten Robbers. Genau zu dieser Zeit, und selbst wenn sie mitten in einem Spiel waren, mußte Strangways in sein »Büro«, um einen »Anruf zu erledigen«. Es war schon eine richtige Plage mit ihm. Aber Strangways war ein unersetzliches Glied ihrer Runde, und so fanden sie sich damit ab. Es wurde nie erklärt, was für ein »Anruf« es war, und keiner stellte Fragen. Über Strangways' Tätigkeit wurde einfach nicht gesprochen. Er blieb auch kaum länger als zwanzig Minuten weg, und es verstand sich von selbst, daß ihn seine Abwesenheit jedesmal eine Runde kostete. Die Getränke kamen, und die drei Männer unterhielten sich über Pferderennen.

Für Strangways war dies allerdings der wichtigste Augenblick seines Tagesablaufs – die Zeit für seine vorgeschriebene Funkverbindung mit dem mächtigen Sender auf dem Dach des Gebäudes in Regent's Park, in dem sich das Hauptquartier des Secret Service befindet. Täglich um achtzehn Uhr dreißig Ortszeit gab er seinen Tagesbericht durch und nahm Befehle entgegen, ausgenommen dann, wenn er am Tag zuvor angekündigt hatte, daß er nicht senden werde – wenn er etwa auf einer anderen Insel seines Bereiches zu tun hatte oder schwerkrank war. War er nicht genau um sechs Uhr dreißig sendebereit, würde ein zweiter Anruf, der »blaue« Anruf, um sieben erfolgen und schließlich der »rote« Anruf um sieben Uhr dreißig. Schwieg sein Sender auch dann, trat der »Notfall« ein und Abteilung III, seine vorgesetzte Behörde in London, würde alle Hebel in Bewegung setzen, um herauszufinden, was mit ihm geschehen war.

Schon ein »blauer« Anruf bedeutet für einen Agenten eine Blamage, es sei denn, seine schriftliche Begründung ist unanfechtbar. Londons Funk-Zeitpläne für die ganze Welt sind äußerst knapp bemessen, und selbst eine so geringfügige Abweichung wie ein einziger zusätzlicher Anruf verursacht eine gefährliche Störung. Strangways war noch nie in die peinliche Lage gekommen, einen »blauen« Anruf entgegennehmen zu müssen, geschweige denn einen »roten«. Und er war ganz sicher, daß dies auch nie der Fall sein würde. Auf die Minute genau um sechs Uhr fünfzehn verließ er jeden Abend den *Queen's Club*, stieg in seinen Wagen und fuhr die zehn Minuten zu seinem Bungalow im Vorland der Blauen Berge hinauf, von wo man einen märchenhaften Ausblick auf den Hafen

von Kingston hatte. Um sechs Uhr fünfundzwanzig ging er durch die Diele zum Büro an der Rückseite des Hauses. Er schloß die Tür auf und verschloß sie wieder hinter sich. Miß Trueblood, die allgemein als seine Sekretärin galt, in Wirklichkeit aber Nr. 2 und ehemaliger Verbindungsoffizier war, saß schon vor den Schaltern und Skalen des als Kartothek getarnten Funkgerätes, die Kopfhörer auf, um die Verbindung herzustellen, indem sie sein Rufzeichen WXN auf 14 Megahertz hinaushämmerte. Auf ihren Knien lag ein Stenoblock bereit. Strangways ließ sich auf den Stuhl neben sie fallen, setzte den anderen Kopfhörer auf, übernahm genau um sechs Uhr achtundzwanzig von ihr und wartete auf das plötzliche hohle Geräusch im Äther, das anzeigte, daß London gleich den Empfang bestätigte.

Es war eine eiserne Routine. Und Strangways war ein Mann eiserner Routine. Unglücklicherweise kann eine so peinlich eingehaltene Routine tödlich sein, wenn ein Feind hinter ihren Zweck kommt.

Strangways, ein großer, schlanker Mann mit einer schwarzen Klappe über dem rechten Auge und dem scharfgeschnittenen Gesicht, das man unwillkürlich mit der Kommandobrücke eines Zerstörers in Verbindung bringt, durchquerte schnell die mahagonigetäfelte Vorhalle des *Queen's Club*, schob sich durch die mit leichten Moskitonetzen verhängte Tür und rannte die drei Stufen zum Kiesweg hinunter. Im Augenblick dachte er nur an die kühle, erfrischende Abendluft und an das gelungene Schneiden beim Kartenspiel, das ihm seine drei Pik eingebracht hatte. Da war natürlich auch noch der Fall, der Fall, an dem er arbeitete, eine merkwürdige und verzwickte Angelegenheit, die M ihm vor zwei Wochen per Funk so nebenbei zugeschoben hatte. Aber das lief reibungslos. Auf gut Glück durchgeführte Nachforschungen im Chinesenviertel hatten sich bezahlt gemacht. Einige Anhaltspunkte waren aufgetaucht – im Augenblick nur sehr, sehr vage Anhaltspunkte –, aber wenn sie sich als wahr erwiesen, dachte Strangways, während er den Kiesweg hinunterging und auf die Richmond Road hinaustrat, dann würde er sich in eine höchst ungewöhnliche Geschichte verwickelt sehen.

Strangways zuckte die Achseln. Natürlich würde es ganz anders ausgehen! In seinem Beruf wurde das Phantastische niemals Wirklichkeit. Es würde eine ganz gewöhnliche Erklärung für die Sache geben, die die Chinesen mit ihrer überhitzten Einbildungskraft nur aufgebauscht hatten. Ganz instinktiv nahm ein anderer Teil von Strangways' Hirn die drei blinden Männer wahr. Sie tasteten sich den Gehsteig entlang langsam auf ihn zu. Sie waren noch etwa zwanzig Meter entfernt. Er schätzte ab, daß sie ihn erreichen würden, ehe er in seinen Wagen steigen konnte. Aus Scham über seine eigene Gesundheit und aus Dankbarkeit dafür suchte er nach einer Münze. Er fuhr mit dem Daumnagel über ihren Rand, um sicherzugehen, daß es ein Zweishillingstück und nicht nur ein Penny war. Er nahm es aus der Tasche. Er war jetzt auf gleicher Höhe mit den Bettlern.

Wie seltsam, lauter Chigroes! Wirklich sehr seltsam! Strangways streckte die Hand aus. Die Münze schepperte in der Blechbüchse.

»Vielen Dank, Herr«, sagte der erste Mann. »Vielen Dank«, wiederholten die beiden anderen.

Der Wagenschlüssel lag in Strangways' Hand. Unwillkürlich registrierte er die plötzliche Stille, als das tastende Schlagen der weißen Stöcke aufhörte. Aber es war schon zu spät.

Kaum hatte Strangways den letzten Mann passiert, als die drei herumwirbelten. Die beiden hinteren Männer waren einen Schritt auseinandergewichen, um ein unbehindertes Schußfeld zu haben. Drei Revolver, unförmig durch die aufgesetzten Schalldämpfer, wurden aus unter Lumpen verborgenen Halftern gerissen. Mit oft geübter Genauigkeit zielten die drei Männer auf Strangways' Rücken – einer zwischen die Schultern, einer auf die Wirbelsäule, einer auf das Becken. Die drei dumpfen Schüsse fielen fast gleichzeitig. Strangways' Körper wurde nach vorn geschleudert, als hätte man ihn gestoßen. Er lag völlig bewegungslos im Staub des Gehsteigs.

Es war sechs Uhr siebzehn. Mit quietschenden Reifen bog ein Leichenwagen, auf dessen Dach in jeder Ecke ein schwarzer Federbusch flatterte, auf der T-förmigen Kreuzung in die Richmond Road ein und raste auf die Männer zu. Die drei hatten gerade noch Zeit, Strangways' Körper aufzuheben, als der Leichenwagen auch schon vor ihnen anhielt. Die hintere Doppeltür stand offen, ebenso der schmucklose Holzsarg im Wagen. Die drei Männer schoben die Leiche durch die Tür in den Sarg und stiegen ein. Der Sargdeckel wurde zugeschlagen und die Tür geschlossen. Die drei Chigroes setzten sich auf drei der vier kleinen Sitze an den Ecken des Sarges und legten ihre weißen Stöcke neben sich. Weite, schwarze Mäntel aus Alpakawolle hingen über den Lehnen der vier Sitze. Sie zogen die Mäntel über ihre Lumpen. Dann nahmen Sie ihre Baseballmützen ab, griffen nach den schwarzen Zylindern auf dem Boden und setzten sie auf.

Der Fahrer, auch ein Chigro, schaute nervös über die Schulter nach hinten.

»Fahr schon los, Mann! Los!« befahl der größte der drei Mörder. Er schaute auf das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr. Sechs Uhr zwanzig. Drei Minuten für die Arbeit. Auf die Minute genau.

Der Leichenwagen wendete langsam und fuhr mit gemessener Geschwindigkeit auf die Kreuzung zu. Dort bog er nach rechts ab und rollte mit vierzig Kilometer in der Stunde über die asphaltierte Straße auf die Berge zu. Die schwarzen Federbüsche flatterten wie traurige Boten seiner Last im Wind, und die drei Leidtragenden saßen aufrecht und mit respektvoll über dem Herzen gekreuzten Armen da.

»WXN ruft WWW ... WXN ruft WWW ... WXN ... WXN ... WXN ...«

Der Mittelfinger von Mary Truebloods rechter Hand schlug leicht auf die Taste. Sie sah auf die Uhr. Sechs Uhr achtundzwanzig. Er war eine Minute zu spät. Mary Trueblood mußte lächeln, als sie an den kleinen offenen Sunbeam dachte, der jetzt die Straße zu ihr herauf jagte. In wenigen Augenblicken würde sie Strangways' schnelle Schritte hören, dann den Schlüssel im Türschloß, und dann würde er neben ihr sitzen. Er würde entschuldigend lächeln, während er nach dem Kopfhörer griff. »Tut mir leid, Mary, aber der verdammte Wagen wollte nicht anspringen!« Oder: »Man sollte doch meinen, daß diese hirnverbrannten Polizisten endlich meine Nummer kennen. Die haben mich unterwegs wieder gestoppt!« Mary Trueblood nahm den zweiten Kopfhörer vom Haken und legte ihn auf seinen Stuhl, um ihm eine halbe Sekunde zu sparen.

»WXN ruft WWW ... WXN ruft WWW ...« Sie drehte ganz leicht an der Skala und versuchte es wieder. Ihre Uhr zeigte sechs Uhr neunundzwanzig. Sie wurde unruhig. In wenigen Sekunden würde London sich melden. Plötzlich dachte sie: Mein Gott, was soll ich nur tun, wenn Strangways nicht pünktlich ist? Es hatte keinen Sinn, wenn sie London den Empfang bestätigte und vorgab, Strangways zu sein – es wäre nutzlos und gefährlich! »Radio Sicherheit« würde den Anruf überprüfen, wie alle Funkverbindungen mit den Agenten. Jene Instrumente, welche die kleinen charakteristischen Eigenheiten in der »Handschrift« jedes Agenten maßen, würden sofort entdecken, daß nicht Strangways am Taster saß. Man hatte Mary Trueblood die unzähligen Meßskalen in dem abgeschiedenen Raum im obersten Stockwerk des Hauptquartiers gezeigt; sie hatte gesehen, wie die tanzenden Zeiger die Stärke eines jeden Impulses, die Geschwindigkeit, mit der die Codegruppen aufeinanderfolgten, oder das Stolpern über einen bestimmten Buchstaben registrierten. Der Kontrollingenieur hatte ihr alles genau erklärt, bevor sie vor fünf Jahren in die karibische Station überwechselte: ein Summer würde ertönen und die Verbindung automatisch unterbrechen, wenn eine falsche Person das Funkgerät bediente. Diese Sicherheitsmaßnahme war notwendig, falls ein Sender des Geheimdienstes in feindliche Hände fiel. Und wenn ein gefangener Agent durch Folterung gezwungen wurde, Verbindung mit London aufzunehmen, so brauchte er nur ganz gering von seiner gewöhnlichen »Handschrift« abzuweichen; dies würde die Tatsache seiner Gefangennahme so deutlich mitteilen, als hätte er sie im Klartext durchgegeben.

Jetzt war es soweit! Jetzt hörte sie das hohle Geräusch im Äther. London würde sich gleich melden! Mary Trueblood sah wieder auf ihre Uhr. Sechs Uhr dreißig! Sie hatte Angst! Aber da waren endlich die Schritte in der Diele. Gott sei Dank! Im nächsten Moment würde er hereinkommen. Sie mußte ihn schützen! Verzweifelt entschloß sie sich, es darauf ankommen zu lassen und die Verbindung aufrechtzuerhalten. »WWW ruft WXN ... WWW ruft WXN ... Können

Sie mich hören? ... Können Sie mich hören ...« London meldete sich. Die Schritte waren an der Tür.

Kaltblütig funkte sie zurück. »Höre Sie laut und klar ... Höre Sie laut und klar ... Höre Sie ...«

Hinter ihr gab es eine Explosion. Irgend etwas traf sie am Knöchel. Sie sah hinunter. Es war das Türschloß.

Mary Trueblood wirbelte auf ihrem Stuhl herum. Ein Mann stand in der Tür. Es war nicht Strangways. Es war ein riesiger Neger mit gelblicher Haut und Schlitzaugen. Er hielt einen Revolver in der Hand.

Mary Trueblood öffnete den Mund, um zu schreien.

Der Mann grinste breit. Langsam, mit einer liebevollen Gebärde, hob er den Revolver und schoß sie dreimal in die linke Brust. Das Mädchen fiel seitwärts vom Stuhl. Der Kopfhörer glitt aus ihrem blonden Haar auf den Boden. Noch einen Augenblick lang war das leise Zirpen aus London im Zimmer hörbar. Dann verstummte es plötzlich. Der Summer auf dem Überwachungspult in »Radio Sicherheit« hatte angezeigt, daß mit WXN etwas nicht in Ordnung war.

Der Mörder verschwand aus dem Zimmer. Als er zurückkam, trug er eine Schachtel Feueranzünder und einen Zuckersack. Er stellte die Schachtel auf den Boden, ging zu der Leiche, zog den Sack über ihren Kopf und bis zu den Knöcheln hinunter. Die Füße ragten noch heraus. Er preßte sie hinein. Dann schleppte er den unförmigen Sack hinaus in die Diele und kam zurück. In einer Ecke des Raumes stand ein offener Safe, genau, wie man es ihm gesagt hatte. Die Listen mit dem Geheimcode waren herausgenommen worden und lagen für die Entschlüsselung des Funkspruchs aus London auf dem Schreibtisch bereit. Der Mann warf die Listen und alle anderen Papiere aus dem Safe in die Mitte des Zimmers. Er riß die Vorhänge herunter und legte sie auf den Haufen. Dann fügte er noch ein paar Stühle hinzu. Er öffnete die Schachtel mit den Feueranzündern, nahm eine Handvoll heraus, steckte sie in den Haufen und zündete sie an. Danach ging er hinaus in die Diele und legte dort in ähnlicher Weise Feuer. Die Möbel brannten bald wie Zunder, und die Flammen züngelten an der Wandtäfelung empor. Der Mann ging zur Haustür und öffnete sie. Durch die Hibiskushecke konnte der den Leichenwagen sehen. Bis auf das Zirpen der Grillen und das leise Geräusch des leerlaufenden Motors war es still. Auf der Straße war sonst kein Lebenszeichen zu bemerken. Der Mann ging in die raucherfüllte Diele zurück und warf sich mühelos den Sack über die Schulter; dann kam er wieder heraus und ließ die Eingangstür offen. Schnell lief er den Weg zur Straße hinunter, wo der Leichenwagen stand. Er reichte den Sack hinein und sah zu, wie die beiden anderen Männer ihn zu Strangways' Leiche in den Sarg zwängten. Dann stieg er

ein, schloß die Türen und setzte seinen Zylinder auf.

Als die ersten Flammen aus den oberen Fenstern des Bungalows schlugen, rollte der Leichenwagen bereits vom Gehsteig weg und fuhr weiter hinauf zum Mona-Stausee. Dort würde der schwere Sarg in sein neunzig Meter tiefes Grab sinken, und innerhalb von genau fünfundvierzig Minuten wären Personal und Akten der karibischen Station des Secret Service restlos vernichtet.

## 2

Drei Wochen später hielt der März in London mit Hagel, Sturm und Schneeregen seinen Einzug.

Der 1. März war von Anfang an ein scheußlicher Tag, das fanden alle – selbst M, der das Wetter, auch in seinen extremsten Formen, selten zur Kenntnis nahm. Als der alte schwarze Rolls-Royce mit dem undefinierbaren Nummernschild vor dem hohen Gebäude in Regent's Park anhielt und M mit steifen Knien ausstieg, schlug ihm der Hagel wie eine Schrotladung ins Gesicht. Anstatt in das Gebäude zu eilen, ging er bedächtig um das Auto herum zum Fahrer.

»Ich brauche den Wagen heute nicht mehr, Smith. Bringen Sie ihn in die Garage und gehen Sie dann heim. Ich nehme heute abend die U-Bahn. Kein Wetter zum Autofahren.«

Ex-Oberheizer Smith grinste dankbar. »Aye-aye, Sir. Und vielen Dank.« Er sah dem älteren Mann nach, wie er um den Kühler des Rolls herumging, den Gehsteig überquerte und im Haus verschwand. Immer noch der Alte! Dachte immer zuerst an seine Leute! Smith schaltete und brauste davon.

M fuhr mit dem Lift in den achten Stock und ging den mit dicken Teppichen belegten Gang entlang zu seinem Büro. Er schloß die Tür hinter sich, zog seinen Regenmantel aus und hängte ihn an den Haken hinter der Tür. Dann faltete er ein großes blaues Seidentaschentuch auseinander und wischte sich kurz übers Gesicht. Er hätte das niemals vor dem Liftführer oder dem Portier getan! M ging zu seinem Schreibtisch, beugte sich über die Gegensprechanlage und drückte auf einen Knopf. »Ich bin da, Miß Moneyppenny. Die Meldungen bitte und alles, was Sie sonst noch haben. Dann verbinden Sie mich mit Sir James Molony. Er wird gerade im St.-Mary-Krankenhaus seine Visite machen. Sagen Sie dem Chef des Stabes, daß ich 007 in einer halben Stunde sprechen möchte. Und geben Sie mir die Akte Strangways.« M wartete auf das metallische »Ja, Sir!« und ließ dann den Knopf los.

Er lehnte sich zurück und stopfte sich nachdenklich eine Pfeife. Er schaute nicht auf, als seine Sekretärin mit einem Stapel Papier hereinkam, und er übersah

bewußt sogar die mit einem rosa Stern als »Sehr dringlich« gekennzeichneten Meldungen. Wenn sie lebenswichtig gewesen wären, hätte man ihn während der Nacht angerufen.

An der Sprechanlage blinkte ein gelbes Licht auf. M hob den Hörer des schwarzen seiner vier Telefone ab. »Sind Sie's, Sir James? Können Sie mir fünf Minuten widmen?«

»Ihnen sogar sechs!« Der berühmte Neurologe kicherte. »Wollen Sie, daß ich einen Minister Ihrer Majestät untersuche?«

»Heute nicht!« M runzelte gereizt die Stirn. Die alte Marine hatte die Regierung noch respektiert! »Es handelt sich um einen meiner Leute, der bei Ihnen in Behandlung war. Der Name spielt keine Rolle. Ich glaube, Sie haben ihn gestern entlassen. Ist er wieder auf dem Damm?«

Am anderen Ende entstand eine Pause. Dann klang die Stimme ernst. »Körperlich ist er völlig gesund. Das Bein ist verheilt, Nachwirkungen sind nicht zu befürchten. Ja – er ist auf dem Damm!« Wieder eine kurze Pause. »Nur eins, M, er ist noch ziemlich verkrampft, wissen Sie. Sie fassen Ihre Leute hart an. Könnten Sie ihm zum Eingewöhnen nicht eine leichte Aufgabe zuteilen? Ihren Erzählungen nach hat er in den letzten Jahren ganz schön schufteten müssen!«

M sagte grob: »Dafür wird er schließlich bezahlt! Es wird sich bald zeigen, ob er der Arbeit noch gewachsen ist oder nicht. Er wäre nicht der erste, der umkippt! Nach dem, was Sie gesagt haben, scheint er wieder ganz gut in Form zu sein. Er war ja auch nicht so zugerichtet wie andere Patienten, die ich Ihnen schon geschickt habe – Männer, die man fachgerecht durch die Mangel gedreht hatte.«

»Natürlich, wenn Sie es so ansehen. Aber der Schmerz ist eine merkwürdige Sache. Wir wissen noch zu wenig darüber. Man kann ihn nicht messen – den Unterschied beispielsweise zwischen dem Schmerz einer Frau, die ein Kind bekommt, und dem eines Mannes, der eine Nierenkolik hat. Gott sei Dank scheint der Körper rasch zu vergessen. Aber Ihr Mann hat *echte* Schmerzen erlebt, M. Glauben Sie nur nicht, weil nichts gebrochen war, sei alles ...«

»Schon gut, schon gut!« Bond hatte einen Fehler gemacht und dafür bezahlt. Jedenfalls konnte M es gar nicht leiden, daß ihm jemand – und sei es einer der berühmtesten Ärzte der Welt – Vorschriften über die Behandlung seiner Agenten machen wollte. Sir James hatte Kritik durchklingen lassen. M sagte brüsk: »Haben Sie schon mal den Namen Steincrohn gehört – Dr. Peter Steincrohn?«

»Nein. Wer ist das?«

»Ein amerikanischer Arzt. Hat ein Buch geschrieben, das mir aus Washington für unsere Bibliothek zugeschickt wurde. Dieser Mann schreibt darüber, welche Schäden der menschliche Körper aushalten kann. Er stellte eine genaue Liste auf von den Körperteilen, ohne die ein normaler Mensch leben kann. Ich habe sie

mir herausgeschrieben. Wollen Sie mal hören?« M holte aus der Tasche einen zusammengefalteten Bogen Papier. »Also, passen Sie auf: Gallenblase, Mandeln, Milz, Blinddarm, eine Niere, eine Lunge, zwei Fünftel der Leber, das meiste vom Magen, zwei Liter Blut, vier Meter Darm und die Hälfte des Hirns.« M schwieg. Dann fragte er: »Irgendeinen Kommentar, Sir James?«

Von der anderen Seite kam ein böses Knurren. »Ich wundere mich nur, warum er nicht auch einen Arm und ein Bein oder beide dazugefügt hat. Ich verstehe nicht, was Sie damit beweisen wollen.«

M lachte kurz auf. »Ich will gar nichts beweisen, Sir James. Es schien mir nur interessant zu sein. Ich möchte damit sagen, daß mein Mann im Vergleich zu dieser Liste ziemlich gut weggekommen ist. Aber streiten wir uns nicht.« Versöhnlicher fuhr er fort: »Ich hatte sowieso vor, ihm eine Art Ruhepause zu gönnen. In Jamaika hat sich was getan. Zwei meiner Leute, ein Mann und ein Mädchen, sind zusammen davongelaufen. Wenigstens sieht es so aus. Unser Freund kann sich dort als Detektiv betätigen – noch dazu im Sonnenschein. Wie finden Sie das?«

»Prächtig! Ich hätte selbst nichts gegen diesen Job, vor allem bei so einem Wetter!« Aber Sir James war entschlossen, seinen Standpunkt klarzumachen. »Glauben Sie nicht, daß ich mich irgendwie einmischen will, M, aber der Mut eines Mannes hat Grenzen. Ich weiß, daß Sie diese Männer behandeln müssen, als könne man sie einfach so verschleifen, aber wahrscheinlich wollen Sie auch nicht, daß sie im falschen Moment ausfallen. Der, den ich behandelt habe, ist zäh. Sie können ihn noch oft einsetzen. Aber Sie wissen ja, was Moran über den Mut schreibt.« – »Kann mich nicht entsinnen!«

»Er schreibt, der Mut sei ein Kapital, das durch ständige körperliche Verausgabung verringert wird. Ich stimme ihm zu. Ich möchte Ihnen nur zu verstehen geben, daß dieser bestimmte Mann seit Jahren ziemlich viel Kraft vergeudet. Ich würde nicht sagen, daß er überfordert ist – noch nicht, aber es gibt eben Grenzen!«

»Na gut!« M wollte nicht mehr darüber sprechen. »Deswegen schicke ich ihn ja weg. Ferien in Jamaika. Keine Angst, Sir James, ich passe schon auf ihn auf. Haben Sie übrigens herausgebracht, was diese Russin ihm verabreicht hat?«

»Die Antwort kam gestern.« Sir James war selbst froh, daß M das Thema gewechselt hatte. Der alte Mann war zäh wie Leder. »Wir haben drei Monate dazu gebraucht. Irgendein heller Kopf im Tropeninstitut kam darauf. Es war Fugu-Gift. Die Japaner begehen damit Selbstmord. Sieht den Russen ähnlich, so etwas Ausgefallenes zu nehmen. Wird aus den Geschlechtsorganen des japanischen Kugelfisches gewonnen. Es hat die gleiche Wirkung wie Curare – Lähmung des Zentralnervensystems. Ein scheußliches Zeug und schnell dazu. Eine Spritze davon, wie Ihr Mann sie bekommen hat, und in Sekunden sind Herz

und Atemmuskulatur gelähmt. Zuerst sieht man alles doppelt, dann kann man die Augen nicht mehr offenhalten. Der Kopf fällt nach vorn, man kann nicht mehr schlucken und stirbt an einer Atmungslähmung.«

»Ein Glück, daß er davongekommen ist!«

»Ein Wunder – nur diesem Franzosen zu verdanken, der bei ihm war. Der hat ihn sofort auf den Boden gelegt und künstliche Atmung angewendet wie bei einem Ertrunkenen. Irgendwie hat das die Lungen in Gang gehalten, bis der Arzt kam. Noch mal Glück, daß der Arzt in Südamerika gearbeitet hat. Tippete auf Curare und behandelte entsprechend. Was geschah übrigens mit der Russin?«

M sagte kurz: »Oh, sie ist gestorben. – Vielen Dank, Sir James. Ich werde schon dafür sorgen, daß unser Patient eine leichte Aufgabe erhält. Auf Wiederhören.«

M hingte auf. Sein Gesicht war kalt und ausdruckslos. Er zog den Papierstoß zu sich herüber und las die Meldungen durch. Ab und zu schrieb er eine Randbemerkung oder führte kurze Gespräche mit den entsprechenden Abteilungen. Dann legte er die Papiere in den Korb mit der Aufschrift »Ausgänge« und stopfte sich eine Pfeife. Vor ihm auf dem Schreibtisch lag nur noch ein Aktenhefter mit dem roten Stern – »Streng geheim«. Auf dem Hefter stand in Druckbuchstaben KARIBISCHE STATION, darunter *Strangways* und *Trueblood*.

Ein Licht an der Sprechanlage blinkte auf. M drückte auf den Knopf. »Ja?«

»007 ist da, Sir«

»Soll hereinkommen. Und sagen Sie dem Ausrüstungschef, daß er in fünf Minuten hier sein soll!«

M lehnte sich zurück. Er zündete die Pfeife an. Durch die Rauchwolken beobachtete er die Tür. Seine Augen blickten schlau und wachsam.

James Bond kam herein und schloß die Tür hinter sich. Er ging zu dem Stuhl vor dem Schreibtisch und setzte sich.

»Guten Morgen, 007.«

»Guten Morgen, Sir.«

Im Zimmer war es, bis auf das Paffen von M's Pfeife, still. Sie schien eine Unmenge Streichhölzer zu brauchen, bis sie richtig brannte.

Es war alles noch so, wie Bond es während der langen Monate in Erinnerung hatte, in denen er von Krankenhaus zu Krankenhaus transportiert worden war. Für ihn war das alles hier gleichbedeutend mit der Rückkehr ins Leben. M gegenüberzusitzen, hieß für ihn, wieder dabeizusein. Er sah durch die Rauchwolken in die grauen Augen. Sie beobachteten ihn. Was erwartete ihn? Ein Nachruf auf seinen letzten, blutigen Fall? Die Verbannung auf einen Schreibtischposten? Oder irgendeine neue Aufgabe, die M auf Eis gelegt hatte, bis Bond wieder seinen Dienst versehen konnte?

M warf die Streichholzschachtel auf den Schreibtisch. Er lehnte sich zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Wie fühlen Sie sich? Froh, daß Sie wieder da sind?«

»Sehr froh, Sir. Und ich fühle mich ausgezeichnet.«

»Irgendwelche Bemerkungen zu Ihrem letzten Fall? Ich wollte Sie nicht damit belästigen, bis Sie gesund waren. Sie haben sicher gehört, daß ich eine Untersuchung angeordnet habe. Ich glaube, der Chef des Stabes hat einige Aussagen von Ihnen notiert. Noch was hinzuzufügen?«

M's Stimme war geschäftlich, kalt. Bond gefiel das gar nicht. Etwas Unangenehmes lag in der Luft. Er sagte: »Nein, Sir. Es war ziemlich verpfuscht. Ich bin selbst dran schuld, daß diese Frau mich erwischt hat. Das hätte nicht passieren dürfen.«

M beugte sich vor und legte seine Hände flach auf den Schreibtisch. Seine Augen waren kalt. »Ganz richtig!« Seine Stimme war ruhig und gefährlich. »Ihre Pistole blieb an irgend etwas hängen, wenn ich mich recht erinnere. Ihre Beretta mit dem Schalldämpfer. Das ist eine Schweinerei, 007. Sie können sich solche Fehler nicht leisten, wenn Sie eine 00-Nummer tragen. Oder wollen Sie sie ablegen und die üblichen Fälle bearbeiten?«

Bond wurde steif. Er sah M reumütig an. Die Erlaubnis zum Töten, die Nummer mit den 00 davor, war eine große Ehre. Er hatte sie sich hart erarbeitet. Bond verdankte ihr die einzigen Aufgaben, an denen er Freude hatte, nämlich die gefährlichen. »Nein, Sir, keinesfalls!«

»Dann müssen wir Ihre Ausrüstung ändern. Das war eine der Entscheidungen des Untersuchungsausschusses. Verstehen Sie?«

Bond sagte eigensinnig: »Ich bin an diese Waffe gewöhnt, Sir. Was mir passiert ist, hätte jedem anderen auch passieren können. Mit jeder Waffe.«

»Ich bin anderer Meinung. Ebenso der Untersuchungsausschuß. Das ist endgültig. Die einzige Frage ist nur, was wir Ihnen als Ersatz geben.« M beugte sich über die Sprechanlage. »Ist der Ausrüstungschef da? Schicken Sie ihn herein!« M lehnte sich zurück. »Sie wissen es vielleicht nicht, 007, aber Major Boothroyd ist einer der bekanntesten Experten für Handfeuerwaffen. Sonst wäre er nicht bei uns. Hören wir, was er dazu meint.«

Die Tür ging auf, und ein schlanker Mann mit hellbraunen Haaren kam herein, ging zum Schreibtisch und blieb neben Bond stehen. Er sagte: »Guten Morgen, Sir.« Es klang gleichgültig.

»Guten Morgen. Ich möchte Ihnen einige Fragen stellen.«

M's Stimme war freundlich. »Zunächst – was halten Sie von der Beretta, Kaliber 25?«

»Damenpistole, Sir!«

M sah Bond ironisch an. Bond lächelte dünn.

»Wirklich? Und wieso?«

»Keine Durchschlagskraft, Sir. Einfach zu bedienen, sieht auch ein bißchen modisch aus, wenn Sie verstehen, was ich meine. Sagt den Damen zu.«

»Und mit einem Schalldämpfer?«

»Noch weniger Durchschlagskraft, Sir. Außerdem mag ich Schalldämpfer nicht. Sie sind schwer und bleiben in den Kleidern hängen, wenn man schnell ziehen muß. Ich würde keinem diese Kombination empfehlen, Sir. Vor allem, wenn es sich um ernste Aufgaben handelt.«

M sagte fröhlich zu Bond: »Irgendein Kommentar, 007?«

Bond zuckte die Achseln. »Ich kann nicht zustimmen. Ich brauche die Beretta, Kaliber 25, jetzt seit fünfzehn Jahren. Sie hatte nie Ladehemmung, und getroffen habe ich auch immer. Kein schlechtes Zeugnis für eine Pistole. Ich bin eben an diese Waffe gewöhnt und kann damit genau zielen. Ich habe auch schon schwere Waffen gebraucht, wenn es sein mußte – den 45er-Colt mit dem langen Lauf, zum Beispiel. Aber im Nahkampf ziehe ich die Beretta vor.« Bond fühlte, daß er auch etwas nachgeben mußte. »Das mit dem Schalldämpfer stimmt, Sir. Er ist hinderlich. Aber manchmal muß man ihn eben verwenden.«

»Wir haben ja gesehen, was dann passiert«, sagte M trocken. »Und was den Wechsel der Waffe betrifft, so ist das nur eine Sache der Übung. Sie werden sich sehr schnell an eine neue gewöhnen.« M ließ so etwas wie Mitgefühl durchblicken. »Es tut mir leid, 007. Aber mein Entschluß steht fest. Stehen Sie bitte einen Moment auf. Ich möchte, daß der Major Sie kurz begutachtet.«

Bond stand auf und sah den anderen Mann feindselig an. Major Boothroyd ging gelassen um Bond herum. Er sagte: »Entschuldigen Sie!« und befühlte Bonds Armmuskeln. »Kann ich Ihre Waffe sehen?«

Bond griff in die Jacke. Er gab ihm die abgenutzte Beretta mit dem abgesägten Lauf. Boothroyd musterte die Pistole und wog sie in der Hand. Er legte sie auf den Tisch. »Und Ihre Halfter?« Bond zog die Jacke aus und gab ihm die Halfter. Dann schlüpfte er wieder in die Jacke. Der Major besah sie sich und warf sie dann mit einer verächtlichen Geste neben die Pistole.

»Ich glaube, daß wir etwas Besseres haben, Sir.« Es war genau die Tonlage, die Bonds erster teurer Schneider gehabt hatte.

Bond setzte sich. Er sah M teilnahmslos an.

»Was schlagen Sie vor, Major?«

Major Boothroyd sprach jetzt ganz als Experte: »Ich habe eben erst die meisten kleinen automatischen Waffen getestet, Sir. Je fünf Magazine auf

fünfundzwanzig Meter. Unter allen würde ich die Walther PPK wählen. Sie kommt zwar erst an vierter Stelle nach der japanischen M 14, der russischen Tokarev und der Sauer M 38, aber mir sagt der leichte Druckpunkt zu. Eine Waffe mit wirklicher Durchschlagskraft! Außerdem können Sie überall Munition für die Walther bekommen. Damit ist sie den japanischen und russischen Pistolen überlegen.«

M wandte sich an Bond. »Kommentar?«

»Sicher eine gute Waffe, Sir«, gab Bond zu, »aber ziemlich unhandlich im Vergleich mit der Beretta. Wie soll ich sie tragen?«

»Berns-Martin-Halfter«, sagte der Major. »Am besten im Hosenbund an der linken Seite. Geht aber auch mit Schulterhalfter. Steifes Sattelleder. Man sollte sie auch schneller ziehen können als das da.« Dabei deutete er auf den Tisch. »Ungefähr drei Fünftel einer Sekunde, um einen Mann auf fünfundzwanzig Meter zu treffen.«

»Das wäre erledigt«, sagte M entschieden. »Und wie steht's mit etwas Schwererem?«

»Smith & Wesson, Revolver, Kaliber 38, rund sechzehn Zentimeter lang und nur 370 Gramm schwer. Um das Gewicht möglichst niedrig zu halten, sind in der Trommel nur fünf Patronen. Aber die reichen, um jemanden zu töten. Kann mit Spezial- oder Normalmunition geladen werden, was sich auf die Anfangsgeschwindigkeit und die Durchschlagskraft auswirkt. Es gibt sie mit verschieden langen Läufen –«

»Danke, das genügt«, sagte M. »Ich glaube Ihnen, daß es die beste Waffe ist. Dann also Walther und Smith & Wesson. Schicken Sie je eine an 007 ins Büro. Mit den nötigen Halftern. Und bereiten Sie alles vor, damit er sich einschießen kann. Noch heute. Er muß die Waffen in einer Woche im Schlaf beherrschen. Verstanden? Dann vielen Dank, ich möchte Sie nicht länger aufhalten.«

»Danke, Sir«, sagte Major Boothroyd und marschierte steif aus dem Zimmer.

Bond sah auf die Uhr. Zehn. Seine Augen schweiften zu der Pistole auf dem Tisch. Er dachte an seine fünfzehnjährige Gemeinschaft mit diesem häßlichen Stück Metall. Wie oft hatte sie sein Leben gerettet? Wie viele Todesurteile hatte sie vollstreckt? Bond fühlte sich grundlos traurig. Konnte man wirklich mit einem leblosen Gegenstand, noch dazu mit einem häßlichen, so verbunden sein?

M sagte: »Tut mir leid, James!« Aber es war keine Sympathie in seiner Stimme. »Ich weiß, wie Sie an diesem Stück Eisen hängen. Aber es muß sein. Ich kann es mir nicht leisten, mit dem Leben meiner Agenten zu spielen. Das verstehen Sie doch? In Ihrem Beruf ist eine Pistole wichtiger als eine Hand oder ein Fuß!«

Bond lächelte matt. »Ich weiß, Sir. Ich sage ja auch nichts dagegen. Es tut mir nur leid.«

»Schluß damit jetzt. Ich habe Neuigkeiten für Sie. Eine neue Aufgabe. In Jamaika. Personelle Probleme. Wenigstens sieht es so aus. Reine Routineuntersuchung. Der Sonnenschein wird Ihnen guttun, und Sie können Ihre neuen Waffen bei der Jagd auf Schildkröten, oder was es sonst dort gibt, ausprobieren. Sie können ja nebenbei ein bißchen Urlaub machen. Wollen Sie es übernehmen?«

Bond dachte: Er ist eingeschnappt wegen meines letzten Auftrages. Glaubt, daß ich ihn im Stich gelassen habe. Jetzt traut er mir keine harte Sache zu. Er wartet ab! Na gut! Er sagte: »Hört sich wie das süße Leben an, Sir. Davon habe ich in letzter Zeit zuviel gehabt. Aber wenn es sein muß – wenn Sie es wollen –«

»Ja«, sagte M, »ich will es!«

### 3

Es wurde langsam dunkel. M schaltete die Schreibtischlampe mit dem grünen Schirm ein. Er zog den Aktenhefter zu sich. Bond bemerkte ihn jetzt zum erstenmal. Ohne Schwierigkeit entzifferte er die umgedrehten Buchstaben. Was war mit Strangways los? Und wer war Trueblood?

M drückte auf einen Knopf. »Ich möchte den Chef des Stabes dabei haben«, sagte er. »Ich kenne den Fall in großen Zügen, er kann die Einzelheiten dazugeben. Es ist eine trübe Geschichte, fürchte ich.«

Der Chef des Stabes kam herein. Er war etwa so alt wie Bond, aber seine Haare waren an den Schläfen durch aufreibende Arbeit und Verantwortung vorzeitig ergraut. Nur seine körperliche Zähigkeit und sein Humor bewahrten ihn vor einem Nervenzusammenbruch. Er war Bonds bester Freund im Hauptquartier. Beide lächelten sich zu.

»Nehmen Sie sich einen Stuhl. Ich übergebe 007 den Fall Strangways. Wir müssen die Sache klären, ehe wir die Stelle neu besetzen. 007 kann ja als provisorischer Leiter der Starion fungieren. Ich möchte, daß er nächste Woche abfliegt. Würden Sie das mit dem Kolonialamt und dem Gouverneur in Ordnung bringen? Und nun zu dem Fall.« Er wandte sich an Bond. »Ich glaube, Sie kennen Strangways, 007. Sie haben doch vor fünf Jahren mit ihm die Sache mit diesem Schatz bearbeitet? Was halten Sie von ihm?«

»Ein guter Mann, Sir. Vielleicht ein bißchen nervös. Ich habe gedacht, er sei längst abgelöst worden. Fünf Jahre sind eine lange Zeit in den Tropen.«

M überhörte den Vorwurf. »Und seine Nummer 2, diese Trueblood, Mary Trueblood? Jemals von ihr gehört?«

»Nein, Sir.«

»Scheint ganz in Ordnung gewesen zu sein. Nach den Fotos zu urteilen, sieht sie sehr gut aus. Vielleicht erklärt das alles. Würden Sie sagen, daß Strangways ein Frauenheld war?«

»Schon möglich«, meinte Bond vorsichtig, da er nichts gegen Strangways sagen wollte. Aber er erinnerte sich, daß er ziemlich forsch aufgetreten war. »Was ist mit ihnen passiert, Sir?«

»Das sollen Sie ja eben herausfinden!« sagte M. »Sie haben sich in Luft aufgelöst. Beide verschwanden am gleichen Abend vor drei Wochen. Strangways' Bungalow ist bis auf den Grund abgebrannt – Funkgerät, Chiffrelisten, Akten, alles nur noch verkohlte Reste. Das Mädchen hat alles zurückgelassen. Sie scheint nur mitgenommen zu haben, was sie gerade anhatte. Sogar ihr Paß lag in ihrem Zimmer. Aber Strangways konnte leicht zwei Fasse fälschen. Er hatte ja genug leere Formulare. Schließlich war er für die Paßkontrolle auf der Insel verantwortlich. Genügend Flugmöglichkeiten hatten sie auch – nach Florida, nach Südamerika oder auf eine andere Insel seines Gebietes. Die Polizei überprüft immer noch die Passagierlisten. Bis jetzt kam nichts dabei heraus. Aber die Flugplatzkontrolle in diesem Gebiet taugt sowieso nicht viel. Stimmt's?« Er wandte sich an den Chef des Stabes.

»Ja, Sir.« Seine Stimme klang zweifelnd. »Aber ich kann diese letzte Funkverbindung immer noch nicht verstehen.« Er wandte sich an Bond. »Sie waren gerade dabei, ihre Routineverbindung um 18.30 Uhr Ortszeit mit uns aufzunehmen. Irgend jemand, ›Radio Sicherheit‹ nimmt an, daß es das Mädchen war, bestätigte unser Rufzeichen und schaltete dann aus! Wir haben versucht, die Verbindung wiederherzustellen, aber da offensichtlich etwas nicht stimmte, brachen wir ab. Keine Antwort auf den ›blauen‹ Anruf, auf den ›roten‹ auch nicht! Soweit die Tatsachen. Am nächsten Tag schickte Abteilung III Nummer 258 von Washington aus hin. Inzwischen hatte sich die Polizei schon eingeschaltet, und der Gouverneur war entschlossen, die ganze Sache zu vertuschen. Für ihn schien alles klar zu sein. Strangways war schon verschiedentlich wegen Mädchen in Schwierigkeiten geraten. Ich nehm's ihm nicht übel. Der Posten dort ist ziemlich langweilig. Der Gouverneur klammerte sich aber an diese Version, und damit natürlich auch seine Polizei. Sex und Messerkämpfe sind das einzige, was sie verstehen. 258 verbrachte eine Woche dort und konnte nicht den geringsten Gegenbeweis finden. Er berichtete entsprechend und flog nach Washington zurück. Seither hat die Polizei ziemlich erfolglos herumgesucht und nichts entdeckt.«

Der Chef des Stabes schwieg. Er sah M bittend an. »Ich weiß, daß Sie zu der Ansicht des Gouverneurs neigen, Sir, aber mir geht diese Funkverbindung nicht aus dem Kopf! Ich kann einfach nicht verstehen, wie sie in das Bild einer Liebesaffäre passen soll! Und Strangways' Freunde im Klub sagten, er sei völlig

normal gewesen. Er ging mitten im zweiten Robber des Bridgespiels – wie jeden Abend. Sagte, er sei in zwanzig Minuten zurück. Bestellte eine Runde und verließ den Klub wie immer, genau um sechs Uhr fünfzehn. Und dann löste er sich in Luft auf. Sogar seinen Wagen ließ er vor dem Klub stehen. Warum sollte er seine Bridgerunde warten lassen, wenn er sich mit dem Mädchen aus dem Staub machen wollte? Warum verschwanden sie nicht im Morgengrauen oder, noch besser, mitten in der Nacht? Ich sehe einfach keinen Sinn dahinter.«

M schien nicht seiner Meinung zu sein. »Verliebte tun die verrücktesten Sachen«, sagte er düster. »Benehmen sich manchmal wie Irre! Aber davon abgesehen, welche andere Erklärung sollte es geben? Es ist doch absolut keine Spur eines Eingreifens von dritter Seite vorhanden. Es ist ein ruhiger Posten. Den ganzen Monat über der gleiche Kleinkram – gelegentlich ein Kommunist aus Kuba, ein Verbrecher aus England, der glaubt, er könne dort untertauchen, weil Jamaika so weit von London entfernt ist. Ich glaube nicht, daß Strangways einen großen Fall bearbeitet hat, seit 007 damals dort war.« Er wandte sich an Bond. »Was halten Sie jetzt von der Sache, 007? Mehr können wir Ihnen nicht bieten.«

Bond antwortete entschieden: »Ich kann mir nicht vorstellen, daß Strangways einfach so davonlaufen sollte. Ich gebe gerne zu, daß er vielleicht mit diesem Mädchen eine Affäre hatte, obwohl ich der Meinung war, daß er Dienst und Vergnügen streng trennte. Aber die Arbeit für den Secret Service war ihm alles! Er hätte sie nie so einfach hingeschmissen. Gut – ich kann mir vorstellen, daß er und das Mädchen ihre Kündigungen einreichen und dann verschwinden. Aber ich glaube keinesfalls, daß er uns so ohne weiteres in der Luft hängen lassen würde.«

»Danke, 007.« M's Stimme klang kühl. »Die gleichen Überlegungen habe ich auch schon angestellt. Ich möchte auch nicht, daß wir hier Schlüsse ziehen, ohne alle Möglichkeiten erwogen zu haben. Vielleicht können Sie eine andere Lösung vorschlagen?«

M lehnte sich zurück und wartete. Er nahm seine Pfeife und begann sie zu stopfen. Der Fall war ihm unangenehm. Er liebte personelle Schwierigkeiten nicht. Er hatte genug andere Sorgen. Es ging ihm jetzt einzig darum, Bond unter dem Vorwand einer wichtigen Aufgabe zu einer Art Erholungsurlaub nach Jamaika zu schicken. Er steckte die Pfeife in den Mund.

»Also?«

Bond ließ sich nicht von seiner Meinung abbringen. Er hatte Strangways gut leiden mögen und war von den Einwänden des Stabschefs beeindruckt. »An welchem Fall hat Strangways zuletzt gearbeitet? Hat er über etwas berichtet, oder hat Abteilung III ihn mit irgendwelchen Nachforschungen betraut? Gab's in den letzten Monaten dort überhaupt etwas?«

»Nicht daß ich wüßte«, sagte M entschieden. Er deutete mit der Pfeife auf den Chef des Stabes. »Oder?«

»Ganz richtig, Sir. Nur diese verdammte Geschichte mit den Vögeln.«

»Ach das!« meinte M verächtlich. »Irgendein Unsinn vom Zoo. Hat uns das Kolonialamt aufgehängt. Vor ungefähr sechs Wochen, stimmt's?«

»Genau, Sir«, sagte der Chef des Stabes. »Aber es war nicht der Zoo. Es handelte sich um die Audubon-Gesellschaft in Amerika. Sie bewahrt seltene Vogelarten vor der Ausrottung. Die Gesellschaft hat sich an unseren Botschafter in Washington gewandt, und das Außenministerium hat den Schwarzen Peter dem Kolonialamt zugespielt. Die haben ihn an uns weitergegeben. Scheint, daß diese Vogelliebhaber in Amerika sehr einflußreich sind. Die haben's sogar fertiggebracht, daß ein Atombombenversuch in ein anderes Gebiet verlegt wurde, weil er ein paar Vogelnestern in die Quere kam.«

M schnaubte. »Irgend so ein verdammter Kranichvogel. Ich hab's in den Zeitungen gelesen.«

Bond blieb beharrlich. »Können Sie mir Näheres darüber sagen? Was wollten diese Audubon-Leute von uns?«

M machte eine wegwerfende Handbewegung und schob dem Chef des Stabes die Akte Strangways zu. »Erzählen Sie's ihm. Steht alles da drinnen.«

Der Chef des Stabes blätterte in der Akte. Er fand, was er suchte. Im Zimmer war es still, während er rasch die drei engbeschriebenen Seiten überflog.

Dann schloß er die Akte wieder. »Also – wir übergaben Strangways die Sache am 20. Januar. Er hat den Empfang bestätigt, aber dann haben wir von ihm nichts mehr darüber gehört. Es gibt da einen Vogel namens Rosa Löffelreiher. Sieht aus wie ein rosaroter Storch mit einem häßlichen breiten Schnabel. Vor einigen Jahren begannen diese Vögel auszusterben. Vor dem Krieg gab's nur noch einige hundert, vor allem in Florida. Und dann berichtete jemand von einer großen Kolonie der Rosa Löffelreiher auf der Insel Crab Key zwischen Jamaika und Kuba. Ganz früher war es eine Guano-Insel, aber die Qualität des Guano war zu schlecht, um ihn im großen Stil abzubauen. Als man die Vögel entdeckte, war die Insel schon fünfzig Jahre unbewohnt. Die Audubon-Leute fuhren hin und pachteten schließlich eine Ecke als Schutzgebiet für die Löffelreiher. Sie stellten zwei Wärter an und brachten die Fluglinien dazu, die Insel nicht mehr zu überfliegen. Die Vögel vermehrten sich, und bei der letzten Zählung gab es schon um die fünftausend auf der Insel. Dann kam der Krieg. Der Preis für Guano stieg enorm, und irgendein heller Kopf hatte die Idee, die Insel zu kaufen und den Vogelmist wieder abzubauen. Er verhandelte mit der Regierung von Jamaika und kaufte die Insel für zehntausend Pfund, allerdings unter der Bedingung, daß er das Schutzgebiet in Ruhe ließ. Das war 1943. Der Mann holte sich billige

Arbeitskräfte, und bald lohnte sich die Investition, und die Insel brachte bis vor kurzem noch viel Geld ein. Dann fiel der Preis für Guano plötzlich, und man nimmt an, daß der Mann Schwierigkeiten hat, auch nur die Kosten zu decken.«

»Und wer ist dieser Mann?«

»Ein Chinese – oder vielmehr halb Chinese, halb Deutscher. Hat einen merkwürdigen Namen. Nennt sich Dr. No – Dr. Julius No.«

»Irgendwelche Angaben über ihn?«

»Keine, außer daß er sehr zurückgezogen lebt. Wurde nicht mehr gesehen, seit er den Handel mit der Regierung abgeschlossen hat. Es gibt auch keine Verkehrsverbindung zu der Insel. Sie gehört ihm, und er will sie ganz allein für sich behalten. Er sagt, er will nicht, daß man die Vögel aufstört, denen er seinen Guano verdankt. Klingt ganz vernünftig. Nichts geschah, bis letztes Jahr, kurz vor Weihnachten, als einer der Audubon-Wärter in einem Kanu an der Nordküste von Jamaika landete. Er hatte furchtbare Brandwunden und starb nach ein paar Tagen. Aber vorher erzählte er noch eine wirre Geschichte von einem feuerspeienden Drachen, der ihr Lager angegriffen habe. Der Drache habe seinen Kameraden getötet, das Lager niedergebrannt und die ganzen Vögel verscheucht. Er selbst sei dabei schwer verwundet worden, konnte sich aber eben nach Jamaika retten. Armer Kerl, schien offenbar den Verstand verloren zu haben. Man sandte natürlich einen Bericht an die Audubon-Gesellschaft. Aber die Leute gaben sich damit nicht zufrieden. Sie schickten zwei ihrer hohen Tiere in einem Flugzeug aus Miami, um die Sache zu untersuchen. Auf der Insel gibt es eine Landebahn. Dieser Chinese hat selbst ein Flugzeug für die Nachschubversorgung ...«

M unterbrach ihn. »Diese Leute scheinen verteufelt viel Geld für ihre verdammten Vögel hinauswerfen zu können.«

Bond und der Stabschef lächelten sich an. M versuchte nun schon seit Jahren, das Schatzamt dazu zu bewegen, für die karibische Station ein Flugzeug anzuschaffen.

Der Chef des Stabes fuhr fort: »Jedenfalls stürzte das Flugzeug bei der Landung ab, und die beiden Audubon-Leute wurden getötet. Das brachte die Vogelliebhaber auf die Palme. Sie erreichten, daß eine Korvette der US-Marine im karibischen Raum bei Dr. No vorbeifuhr. Das zeigt, wie einflußreich diese Leute sind. Der Kapitän der Korvette berichtete, daß Dr. No ihn sehr freundlich empfangen habe, daß er aber von dem Abbauggebiet des Guano ferngehalten worden sei. Er wurde zur Landebahn geführt und untersuchte die Trümmer des Flugzeugs. Er fand nur noch kleine Bruchstücke, aber keine verdächtige Spur – wahrscheinlich mit zu großer Geschwindigkeit gelandet. Man hatte die Leichen der beiden Männer und den Piloten fachgerecht einbalsamiert und in schöne Särgе verpackt, die mit einer kleinen Zeremonie übergeben wurden. Der

Kapitän war von Dr. No's Höflichkeit sehr beeindruckt. Er bat darum, das Lager der Wärter besichtigen zu können, und wurde auch hinausgefahren. Man zeigte ihm die verkohlten Reste. Nach Dr. No's Theorie waren die beiden Männer durch die Hitze und die Einsamkeit verrückt geworden, oder wenigstens einer war verrückt geworden und hatte das Lager niedergebrannt. Das schien dem Kapitän durchaus einzuleuchten, als er dieses gottverlassene Stück Land sah, auf dem die beiden Männer seit zehn Jahren gelebt hatten. Sonst gab es nichts zu sehen, und der Kapitän wurde höflich zu seinem Schiff zurückgeleitet, das daraufhin abdampfte. Das war's, außer daß der Kapitän noch meldete, daß er auf der Insel nur eine Handvoll Rosa Löffelreier gesehen habe. Als die Audubon-Gesellschaft diesen Bericht erhielt, waren sie offenbar am meisten über den Verlust ihrer verdammten Vögel aufgebracht, und seither quälen sie uns dauernd, die ganze Sache zu untersuchen. Natürlich hatte im Kolonialamt oder in Jamaika niemand auch nur das geringste Interesse daran. So fiel schließlich uns diese komische Geschichte in den Schoß. Und damit natürlich auch Strangways.«

M sah Bond verdrießlich an. »Verstehen Sie, was ich meine, 007? Das ist so ein Beispiel für das Geplärre einer dieser Altweiber-Gesellschaften! Die Leute fangen an, irgend etwas zu pflegen – Kirchen, alte Häuser, Vögel –, und dann gibt's immer irgendein Durcheinander. Das Unangenehme dabei ist nur, daß diese Leute sich wirklich über ihre verdammten Vögel – oder was es sonst ist – aufregen können! Sie ziehen die Politiker mit hinein. Und irgendwie scheinen sie alle Geld wie Heu zu haben. Gott weiß, woher. Von anderen alten Weibern, nehme ich an. Und dann kommt der Punkt, wo plötzlich jemand etwas unternehmen muß, um sie zu beruhigen. Wie in unserem Fall. Der wird mir zugeschoben, weil die Insel englisches Hoheitsgebiet ist. Zugleich ist sie aber auch Privatbesitz. Kein Mensch will offiziell etwas unternehmen. Also was soll ich tun? Ein Unterseeboot hinschicken? Wozu? Um herauszufinden, was mit dieser Brut rosaroter Störche passiert ist!« M beugte sich kriegerisch vor. »Irgendwelche Fragen? Ich hab' noch einen langen Tag vor mir!«

Bond grinste. Er konnte nicht anders. M's gelegentliche Wutausbrüche waren einfach herrlich! Und nichts konnte ihn mehr aufregen als ein Versuch, die Zeit, die Energien und die bescheidenen Mittel des Secret Service zu vergeuden. Bond stand auf.

»Vielleicht könnte ich die Akte haben, Sir?« fragte er versöhnlich. »Es fällt mir nur auf, daß vier Menschen anscheinend mehr oder weniger wegen dieser Vögel gestorben sind. Vielleicht kommen noch zwei dazu – Strangways und Trueblood. Ich gebe zu, daß das lächerlich klingt, aber es ist unser einziger Anhaltspunkt.«

»Nehmen Sie sie, nehmen Sie sie!« M war ungehalten. »Und beeilen Sie sich mit Ihren Ferien! Sie haben's vielleicht noch nicht bemerkt, aber wir haben noch andere Arbeit zu erledigen!«

Bond ergriff die Akte. Er wollte auch seine Beretta und die Halfter mitnehmen. »Nein!« sagte M scharf. »Das bleibt hier! Und wenn ich Sie das nächstmal sehe, kennen Sie Ihre Waffen im Schlaf!«

Bond sah M in die Augen. Zum erstenmal in seinem Leben haßte er diesen Mann. Er wußte ganz genau, warum M so unerbittlich und gemein war. Es war die Strafe dafür, daß er sich bei seinem letzten Fall fast hätte umbringen lassen und daß er jetzt aus diesem scheußlichen Wetter heraus in herrlichen Sonnenschein kommen würde. M konnte es nicht ertragen, daß seine Leute auch einmal eine Verschnaufpause einlegten. Bond war sich darüber im klaren, daß man ihm diese unbedeutende Aufgabe übertragen hatte, um ihn zu demütigen. Der alte Gauner!

Mit unterdrückter Wut sagte Bond: »Ich werde mir alle Mühe geben, Sir!«, machte auf dem Absatz kehrt und verließ das Zimmer.

#### 4

Die achtundsechzig Tonnen schwere Super-Constellation flog hoch über der grün und braun karierten Landschaft Kubas. Bis Jamaika waren es nur noch etwa hundert Meilen.

Bond sah die grüne Insel am Horizont auftauchen und größer werden. Dann waren sie über der Nordküste mit ihren Reihen von Millionär-Hotels und überflogen die hohen Berge dahinter. Die untergehende Sonne ließ Flüsse und Bäche golden aufschimmern. »Xaymaca – Land der Hügel und Flüsse« hatten es die Arawak-Indianer genannt.

Jetzt konnte man Kingston erkennen, in dessen Straßen schon die Lichter aufblinkten. Die Constellation setzte zur Landung an; das Fahrwerk wurde ausgefahren. Mit einem kaum wahrnehmbaren dumpfen Schlag setzte die große Maschine auf, das Dröhnen der Motoren wurde leiser. Sie rollten langsam auf die weißen Flugplatzgebäude zu.

Die feuchte Luft der Tropen schlug Bond entgegen, als er das Flugzeug verließ und zum Gesundheits- und Einreisebüro hinüberging. Bis ich den Zoll passiert habe, dachte Bond, bin ich schweißgebadet. Aber nach der Kälte in London war das eigentlich recht angenehm.

Bonds Paß wies ihn als »Importeur und Exporteur« aus.

»Welche Firma, Sir?«

»Universal Export.«

»Sind Sie geschäftlich oder privat in Jamaika?«

»Privat.«

»Ich hoffe, daß Sie einen angenehmen Aufenthalt haben, Sir.« Der schwarze Beamte gab Bond den Paß zurück.

»Danke.«

Bond ging zur Zollabfertigung. Sofort erkannte er den großen braunhäutigen Mann, der an der Schranke lehnte. Er trug das gleiche alte, ausgewaschene blaue Hemd und wahrscheinlich auch dieselbe Khakihose wie vor fünf Jahren, als Bond ihn zum erstenmal getroffen hatte. »Quarrel!«

Der Kaiman-Insulaner grinste ihn breit an. Er hob den rechten Unterarm in Augenhöhe und hieß Bond mit dem alten Gruß der westindischen Inselbewohner willkommen. »Wie geht's, Käptn?« rief er freudig.

»Gut!« sagte Bond. »Ich will nur schnell meinen Koffer holen. Hast du den Wagen besorgt?«

»Klar, Käptn!«

Der Zollbeamte, der – wie die meisten Leute des Hafen- und Flugplatzbezirkes – Quarrel kannte, zeichnete Bonds Koffer ab, ohne ihn zu öffnen, und Bond ging schnell durch die Schranke. Quarrel nahm ihm den Koffer ab und streckte ihm die rechte Hand hin. Bond drückte die riesige Pranke und sah in Quarrels graue Augen, die seine Abstammung von einem Cromwellschen Soldaten oder einem Piraten aus der Zeit Morgans verrieten. »Du hast dich nicht verändert, Quarrel«, sagte er herzlich. »Was macht der Schildkrötenfang?«

»Nicht zu schlecht, Käptn, und nicht zu gut. Wie immer!« Er betrachtete Bond kritisch. »Krank gewesen?«

Bond war überrascht. »Stimmt. Aber ich bin schon seit Wochen wieder auf den Beinen. Wie kommst du darauf?«

Quarrel wurde verlegen. »Tut mir leid, Käptn«, sagte er, weil er dachte, er habe Bond vielleicht beleidigt. »Aber Sie haben 'n paar Falten mehr im Gesicht als beim letztenmal.«

»Ach so«, sagte Bond. »Es war nicht so schlimm. Aber ich könnte wieder mal ein bißchen von deinem Training vertragen. Ich bin nicht so fit, wie ich sein sollte.«

»Klar, Käptn!«

Sie gingen auf den Ausgang zu, als plötzlich das grelle Blitzlicht einer Pressekamera aufflammte. Eine hübsche, junge Chinesin kam auf sie zu. Sie sagt mit übertriebenem Charme: »Danke, meine Herren. Ich bin vom *Daily Gleaner*.« Sie schaute auf die Liste in ihrer Hand. »Mr. Bond, habe ich recht? Wie lange werden Sie bei uns bleiben, Mr. Bond?«

Darauf war Bond nicht vorbereitet gewesen. Es war ein schlechter Anfang. »Nur

auf der Durchreise«, sagte er kurz. »Ich glaube, Sie werden weitaus interessantere Beute unter den Passagieren finden als mich.«

»O nein, Mr. Bond. Sie sehen sehr bedeutend aus! In welchem Hotel werden Sie absteigen?«

Verdammt, dachte Bond. Er sagte »Myrtle Bank« und ging weiter.

»Danke, Mr. Bond«, sagte die freundliche Stimme. »Ich hoffe, daß Sie einen angenehmen –«

Sie waren im Freien. Als sie auf den Parkplatz zugingen, fragte Bond: »Hast du dieses Mädchen schon jemals am Flugplatz gesehen?«

Quarrel dachte nach. »Glaube nicht, Käptn. Aber der *Gleaner* hat 'ne Menge Fotoreporter.«

Bond fühlte sich leicht beunruhigt. Es gab keinen ersichtlichen Grund, warum sich eine Zeitung für sein Bild interessieren sollte. Sein letztes Abenteuer auf der Insel lag fünf Jahre zurück, und sein Name war niemals im Zusammenhang damit in den Zeitungen erschienen.

Sie gelangten zu dem Auto. Es war ein schwarzer Sunbeam. Bond sah das Nummernschild an. Strangways' Wagen! Verdammt! »Wo hast du den her, Quarrel?«

»Der Vertreter des Kolonialamts hat gesagt, ich soll 'n nehmen, Käptn. Er sagt, 's ist der einzige Wagen, den sie übrig haben. Warum, Käptn? Gefällt er Ihnen nicht?«

»Schon in Ordnung, Quarrel«, sagte Bond resigniert. »Fahren wir lieber los.«

Bond setzte sich neben Quarrel. Es war ganz allein seine Schuld. Er hätte sich denken können, daß man ihm wahrscheinlich diesen Wagen geben würde. Aber jeder, den es interessierte, würde nun sofort wissen, warum er in Jamaika war.

Sie fuhren die von Kakteen gesäumte Straße nach Kingston entlang. Normalerweise hätte Bond sich zurückgelehnt und die Umgebung genossen, aber jetzt verwünschte er nur seine Sorglosigkeit und dachte daran, was er nicht hätte tun sollen. Er hatte dem Gouverneur durch das Kolonialamt eine Nachricht zukommen lassen. Darin hatte er darum gebeten, Quarrel für unbestimmte Zeit von den Kaiman-Inseln zu holen und ihm ein Gehalt von zehn Pfund pro Woche zu zahlen. Er hatte sich bei Bonds letztem Aufenthalt in Jamaika als unentbehrlicher Helfer erwiesen. Außerdem öffnete er ihm den sonst verschlossenen Zugang zu den unteren Schichten der farbigen Bevölkerung. Alle hatten Quarrel gern, und er war ein wunderbarer Kamerad. Bond wußte, daß er ohne Quarrels Hilfe im Fall Strangways keinen Schritt vorwärtskommen würde – ob es nun wirklich ein Fall oder nur ein Skandal war. Weiterhin hatte Bond in der Nachricht an den Gouverneur um ein Zimmer mit Bad im *Blue-Hills-Hotel* und

um die Überlassung eines Wagens gebeten, mit dem ihn Quarrel am Flugplatz abholen sollte. Das meiste davon war verkehrt. Er hätte unter allen Umständen mit einem Taxi zum Hotel fahren und erst später mit Quarrel Verbindung aufnehmen sollen. Dann hätte er den Sunbeam gesehen und gegen einen anderen Wagen tauschen können.

Wie die Sache jetzt stand, dachte Bond, hätte er seinen Besuch und dessen Zweck ebensogut im *Gleaner* ankündigen können. Er seufzte. Gerade die Fehler zu Beginn eines Falles waren die schwerwiegendsten. Man konnte sie nicht wiedergutmachen und gab dem Gegner damit die Möglichkeit, zuerst zuzuschlagen. Aber gab es überhaupt einen Gegner? War er nicht nur übervorsichtig? Instinktiv drehte Bond sich herum. Hundert Meter hinter ihnen sah er zwei kleine Seitenlichter. Die meisten Jamaikaner fahren aber mit voll aufgeblendeten Scheinwerfern. Bond sagte: »Quarrel, wenn wir zur Kreuzung Kingston-Morant kommen, biegest du scharf nach rechts in Richtung Morant ab, bleibst sofort stehen und schaltest alle Lichter aus. Verstanden? Und jetzt los!«

»Okay, Käptn!« Quarrels Stimme klang vergnügt. Er trat das Gaspedal durch. Der Motor heulte auf, und der kleine Wagen machte einen Sprung nach vorn. Nun bogen sie mit quietschenden Reifen in die weite Kurve vor der Kreuzung ein. Noch fünfhundert Meter. Bond schaute zurück. Von dem anderen Wagen war nichts zu sehen. Der Wegweiser schoß auf sie zu. Quarrel schaltete wie ein Rennfahrer herunter, riß den Wagen nach rechts herum, hielt am Straßenrand an und schaltete alle Lichter aus. Bond drehte sich herum und wartete. Und schon hörte er das Dröhnen eines sehr schnell fahrenden Wagens. Scheinwerfer flammten auf. Dann war der Wagen vorbei und raste auf Kingston zu. Bond hatte gerade Zeit genug, um festzustellen, daß es sich um ein großes Taxi handelte und daß nur der Fahrer darin saß.

Schweigend warteten sie zehn Minuten. Dann ließ er Quarrel weiterfahren.

»Ich glaube, der hat sich für uns interessiert, Quarrel. Man fährt doch sonst kein leeres Taxi vom Flugplatz nach Kingston zurück. Das kommt ja viel zu teuer. Paß also auf. Er merkt vielleicht, daß wir ihn reingelegt haben, und wartet irgendwo.«

»Klare Sache, Käptn«, sagte Quarrel fröhlich. Genau dieses abenteuerliche Leben hatte er sich erhofft, als er Bonds Nachricht erhielt.

Sie gerieten in das Verkehrsgewühl Kingstons. Hier war es nicht mehr möglich, festzustellen, ob man sie verfolgte. Sie bogen nach rechts ab und fuhren auf die Hügel zu. Unter den vielen Autos hinter ihnen konnte natürlich auch das Taxi sein. Nach etwa einer Viertelstunde tauchte das *Blue-Hills-Hotel* vor ihnen auf. Sie bogen in die von Bougainvillea gesäumte Auffahrt ein.

Hundert Meter weiter wendete das schwarze Taxi auf der Straße und rollte

langsam nach Kingston hinunter.

Das *Blue Hills* war ein altmodisches Hotel mit ganz modernen Einrichtungen. Bond wurde sehr respektvoll empfangen und in ein schönes Eckzimmer mit Balkon geführt. Er zog seinen durchgeschwitzten Anzug aus, stellte sich unter die Dusche und wusch sich den letzten Großstadtschmutz ab. Dann zog er Shorts an, packte seinen Koffer aus und läutete dem Kellner. Er bestellte einen doppelten Gin mit Soda und eine ganze grüne Limone. Als der Gin kam, schnitt er die Limone auseinander, warf die beiden ausgequetschten Hälften in das hohe Glas, füllte es bis an den Rand mit Eiswürfeln und goß Soda darüber. Er setzte sich auf den Balkon und genoß die herrliche Aussicht auf den Hafen von Kingston. Hier war er endlich wieder weit weg vom Hauptquartier, von London und den Krankenhäusern, und er hatte die untrügliche Ahnung, daß er wieder einem schwierigen Fall auf der Spur war. Nach einer Weile bestellte er noch einmal das gleiche Getränk. Der Gin entspannte ihn. Es war sieben Uhr fünfzehn. Quarrel sollte ihn um halb acht abholen. Sie wollten zusammen essen. Bond hatte Quarrel gebeten, ein Restaurant vorzuschlagen. Nach einigem Nachdenken hatte Quarrel gemeint, wenn er sich in Kingston wirklich amüsieren wolle, gehe er im Hafenviertel ins *Joy Boat*. »Nichts Besonderes, Käptn«, hatte er entschuldigend hinzugefügt, »aber Essen, Trinken und Musik sind prima, und ich hab 'n guten Freund dort. Ihm gehört der Bums. Sie nennen ihn ›Krake‹, weil er mal mit so 'nem großen Tintenfisch gekämpft hat.«

Bond kehrte in sein Zimmer zurück und zog seinen alten blauen Tropenanzug an, band sich eine schwarze Krawatte um, überzeugte sich im Spiegel, daß man die Walther in seiner Achselhöhle nicht sah, und ging hinunter zu dem wartenden Wagen.

Sie fuhren langsam nach Kingston hinunter und bogen dann zum Hafenviertel ab. Quarrel hielt vor einem Lokal, dessen grelle Neonreklame die Form einer spanischen Galeone hatte. Darüber stand in grünen Neonbuchstaben *The Joy Boat*. Bond folgte Quarrel durch das Tor in einen kleinen Palmengarten, hinter dem das Meer lag. Tische standen unter den Palmen, und in der Mitte war eine Tanzfläche aus Beton, neben der eine Calypso-Band in bunten Hemden leise bekannte Schlager improvisierte. Nur die Hälfte der Tische war besetzt, meist von Farbigen. Daneben erkannte Bond auch englische und amerikanische Matrosen mit ihren Mädchen. Ein ungeheuer dicker Neger im weißen Smoking stand von einem der Tische auf und kam auf sie zu. »Hallo, Mister Q! Schon lang' nicht mehr gesehen! 'n Tisch für euch beide?«

»Klar, Krake! Aber weg von der Musik, in der Nähe der Küche!«

Der fette Mann kicherte. Er führte sie zu einem ruhigen Tisch. »Was zu trinken?«

Bond bestellte wieder Gin, Quarrel Bier. Sie studierten die Speisekarte und

entschlossen sich zu Hummer und einem Steak mit einheimischen Gemüsen. Bond mußte an London denken. »Hier gefällt's mir, Quarrel!« sagte er.

Quarrel strahlte übers ganze Gesicht. »Er is 'n guter Freund von mir, der Krake. Weiß fast immer, was in Kingston vor sich geht, wenn Sie mal 'ne Frage haben, Käptn. Kommt auch von den Kaimanen. Wir hatten 'n Boot zusammen. Dann hat er eines Tages mal Vogeleier in Crab Key gesammelt. Schwamm noch auf 'n anderen Felsen, um mehr Eier zu kriegen, und dabei erwischte ihn der Krake. Meist gibt's hier nur kleine, aber bei Crab Key gibt's auch 'n paar große. Krake hat sich mit dem Biest ziemlich 'rumgeschlagen. Hat sich ganz schön zugerichtet, weil er sich losschneiden mußte. Danach hat er keine Lust mehr gehabt und hat mir seine Hälfte vom Boot verkauft. Das war vor dem Krieg. Jetzt ist er 'n reicher Mann, und ich fang' immer noch Fische.« Quarrel grinste breit.

»Crab Key«, sagte Bond. »Was ist das für ein Ort?«

Quarrel sah ihn scharf an. »Jetzt 'n ganz schlechter, Käptn! Dieser Chinese läßt keinen landen und keinen von der Insel abhauen. Wir machen 'nen großen Bogen drum 'rum.«

»Und warum?«

»Hat 'ne Menge Wachtposten dort. Und Gewehre – Maschinengewehre. Und Radar, und 'n Flugzeug, 'n Freund von mir ist dort gelandet, ich hab 'n nie mehr gesehen! Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Käptn«, sagte Quarrel entschuldigend, »ich hab' mächtig Respekt vor Crab Key!«

»Ich verstehe«, sagte Bond.

Ihr Essen kam. Während sie aßen, berichtete Bond Quarrel in großen Zügen über den Fall Strangways. Quarrel hörte aufmerksam zu und warf gelegentlich Fragen dazwischen. Besonders interessierten ihn die Vögel auf Crab Key, die Aussagen des Wärters und wie das Flugzeug der Audubon-Gesellschaft angeblich abgestürzt war. Er schob seinen Teller zurück, wischte mit der Hand über den Mund und zündete sich eine Zigarette an. Dann beugte er sich vor. »Käptn«, sagte er leise, »mir ist es egal, ob sich's um Vögel, Schmetterlinge oder Bienen handelt. Aber wenn sie auf Crab Key waren und der Commander seine Nase da reinsteckte, können Sie sicher sein, daß man ihn umgelegt hat. Ihn und das Mädchen. Der Chinese hat sie umgelegt.«

Bond sah ihn überrascht an. »Woher willst du das wissen?«

Für Quarrel war die Antwort einfach. »Der Chinese will nicht gestört sein! Er is 'n mächtiger Mann. Bringt jeden um, der ihn stört!«

»Warum?«

»Weiß ich auch nicht, Käptn«, sagte Quarrel gleichgültig. »Jeder will was anderes in dieser Welt. Und was man genügend will, kriegt man auch.«

Bond sah das Aufblitzen eines Lichtes. Er drehte sich herum. Das chinesische Mädchen vom Flugplatz stand im Schatten der Bläume. Sie hatte eine Leica mit einem Blitzgerät in der Hand, in das sie eben eine neue Birne schraubte.

»Hol mir das Mädchen her«, sagte Bond schnell. Mit zwei Schritten stand Quarrel neben ihr. Er streckte seine Hand aus. »Abend, Miss.«

Das Mädchen lächelte. Sie hängt die Leica um den Hals und nahm Quarrels Hand. Quarrel schleuderte sie wie eine Ballettänzerin herum. Er drehte ihr den Arm auf den Rücken.

Sie schaute ärgerlich zu ihm auf. »Laß das. Du tust mir weh!«

Quarrel grinste sie an. »Der Käptn lädt Sie zu 'nem Drink ein«, sagte er beruhigend. Er schob das Mädchen an den Tisch. Mit dem Fuß zog er einen Stuhl für sie heran und setzte sich neben sie, wobei er ihren Arm festhielt.

Bond sah in das hübsche, ärgerliche Gesicht. »Guten Abend. Was treiben Sie denn hier? Warum wollen Sie noch ein Bild von mir?«

»Ich klappere alle Nachtlokale ab«, sagte das Mädchen. »Das erste Bild von Ihnen ist nichts geworden. Sagen Sie dem Mann, er soll mich endlich loslassen!«

»Sie arbeiten also für den *Gleaner*? Wie heißen Sie?«

»Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen!«

Bond nickte Quarrel zu. Quarrels Augen verengten sich. Er verdrehte langsam den Arm hinter ihrem Rücken. Das Mädchen wand sich wie ein Aal und biß die Zähne aufeinander. Plötzlich sagte sie: »Au! Ich sag's!« Quarrel lockerte den Griff. Sie sah Bond wütend an: »Annabel Chung!«

Bond sagte zu Quarrel: »Ruf Krake!«

Quarrel nahm mit der freien Hand eine Gabel vom Tisch und schlug damit gegen sein Glas.

Der fette Neger kam sofort.

»Haben Sie dieses Mädchen schon mal gesehen?« fragte Bond.

»Natürlich, Chef. Sie kommt ab und zu her. Haben Sie Schwierigkeiten mit ihr? Soll ich sie 'rauswerfen?«

»Nein, wir mögen sie!« sagte Bond liebenswürdig. »Sie will nur eine Studioaufnahme von mir machen, aber ich weiß nicht, ob sie's auch kann. Würden Sie bitte den *Gleaner* anrufen und fragen, ob sie eine Fotografin namens Annabel Chung haben? Wenn sie wirklich dazugehört, kann sie das Bild machen.«

»Klar, Chef«, sagte der Mann und ging weg.

Bond sah das Mädchen an. »Warum haben Sie ihn nicht um Hilfe gebeten?«

Das Mädchen sagte nichts.

»Es tut mir leid, daß ich etwas grob werden muß«, meinte Bond, »aber mein Direktor in London hat mir gesagt, daß es in Kingston nur so von dunklen Elementen wimmelt. Sicher gehören Sie nicht dazu, aber ich kann nicht verstehen, warum Sie ausgerechnet von mir ein Bild haben wollen! Warum?«

»Ich hab's Ihnen doch gesagt«, antwortete das Mädchen dumpf. »Es ist mein Beruf.«

Auf alle weiteren Fragen gab sie keine Antwort.

Krake kam zurück. »Geht in Ordnung, Chef. Annabel Chung, freie Mitarbeiterin beim *Gleaner*. Sie sagen, daß sie gute Bilder macht. Sie können sich ihr ruhig anvertrauen!« Er grinste für sich. Studioaufnahme! Studiobett stünde ihr besser!

»Danke«, sagte Bond. Der Neger ging weg. Bond wandte sich wieder an das Mädchen. »Freie Mitarbeiterin also! Das erklärt aber immer noch nicht, wer mein Bild haben will.« Sein Gesicht wurde hart. »Die Antwort!«

»Nein!« sagte das Mädchen.

»Mach weiter, Quarrel!« Bond lehnte sich zurück. Sein Instinkt sagte ihm, daß diese Antwort für ihn sehr wichtig war. Sie würde ihm vielleicht Wochen mühsamer Nachforschungen ersparen.

Quarrel verdrehte wieder den Arm des Mädchens. Sie gab keinen Laut von sich. Quarrel verstärkte den Druck. Ihre Füße kickten wild unter dem Tisch. Sie zischte chinesische Worte. Schweiß stand auf ihrer Stirn.

»Sprechen Sie – und er hört sofort auf«, sagte Bond. Der Arm des Mädchens mußte bald brechen.

»Sie verd –« Plötzlich flog ihre linke Hand in Quarrels Gesicht. Bond konnte nicht schnell genug zugreifen. Etwas zersplitterte. Bond riß ihre Hand zurück. Blut sickerte über Quarrels Backe. Glassplitter fielen auf den Tisch. Sie hatte eines ihrer Blitzlichtbirnchen in Quarrels Gesicht zerschlagen. Quarrel befühlte mit der freien Hand seine Backe. Er hielt sie vor die Augen und betrachtete das Blut. »Schau an!« Seine Stimme klang bewundernd. Ruhig sagte er zu Bond: »Wir bringen nichts aus ihr 'raus, Käptn. Sie ist zäh. Soll ich ihr den Arm brechen?«

»Um Gottes willen – nein!« rief Bond. »Laß sie gehen!« Es ärgerte ihn, daß er dem Mädchen weh getan hatte, ohne etwas aus ihr herauszubekommen. Immerhin hatte er etwas gelernt. Wer auch hinter ihr stand, hielt seine Leute in eiserner Zucht. Quarrel zog ihren Arm nach vorn und öffnete ihre Hand. Er sah ihr in die Augen. Seine eigenen waren kalt und grausam. »Du hast mir was verpaßt, Mädchen, jetzt verpasse ich dir was!« Er nahm ihren Handballen zwischen Daumen und Zeigefinger und begann zu drücken. Bond sah, daß seine Knöchel ganz weiß wurden. Das Mädchen stöhnte laut auf. Sie schlug nach Quarrels Hand und in sein Gesicht. Quarrel grinste nur und drückte fester zu.

Plötzlich ließ er los. Das Mädchen sprang auf und trat schnell vom Tisch zurück. Sie preßte die verletzte Hand gegen den Mund. »Er wird euch schon kriegen, ihr Schweine!« Dann rannte sie davon.

Quarrel lachte kurz auf. Mit einer Serviette wischte er sich das Blut aus dem Gesicht. Er sagte zu Bond: »Ihr Handballen wird noch weh tun, wenn mein Gesicht längst verheilt ist. 'n tolles kleines Biest. Wenn bei 'nem Mädchen der Handballen so dick ist, wie bei der, kann man sicher sein, daß sie im Bett gut ist. Haben Sie das gewußt, Käptn?«

»Nein«, sagte Bond. »Das ist mir neu.«

»Denken Sie nicht mehr an sie, Käptn. Ich werde sie mir mal schnappen. Muß doch feststellen, ob meine Theorie stimmt!«

»Du läßt das Mädchen gefälligst in Ruhe«, sagte Bond, »sonst bekommst du noch ein Messer zwischen die Rippen. Wir zahlen jetzt und gehen! Ich habe Schlaf nötig. Außerdem solltest du dir ein Pflaster auf die Backe kleben. Sie hat ihren Namen und ihre Adresse dort hinterlassen!«

Quarrel lachte auf. »So 'n zähes Biest!« Er nahm eine Gabel und schlug damit gegen sein Glas.

## 5

»Er kriegt euch schon ... Er kriegt euch schon ... Er kriegt euch schon, ihr Schweine!«

Bond gingen diese Worte nicht aus dem Kopf, während er am nächsten Morgen auf dem Balkon saß und ein reichhaltiges Frühstück verzehrte. Er war jetzt davon überzeugt, daß man Strangways und das Mädchen ermordet hatte. Irgend jemand hatte sich gezwungen gesehen, sie an weiteren Nachforschungen zu hindern. Deshalb hatte er die beiden aus dem Weg geräumt und alle Akten vernichtet. Der gleiche Unbekannte wußte oder vermutete wenigstens, daß der Geheimdienst Strangways' Verschwinden nachspüren würde. Irgendwie hatte er herausgebracht, daß Bond damit beauftragt war. Er wollte ein Bild von Bond, und er wollte genau wissen, wo Bond wohnte. Er würde Bond nicht aus den Augen lassen, um festzustellen, ob er eine der Spuren aufnahm, die zu Strangways' Tod geführt hatten. War dies der Fall, mußte auch Bond verschwinden. Es gäbe einfach einen Autounfall oder sonst einen unauffälligen Tod. Wird dieser Unbekannte, überlegte Bond, auf meine und Quarrels Behandlung von Annabel Chung reagieren? Wenn er so unerbittlich war, wie Bond annahm, würde das schon genügen. Es bewies ihm immerhin, daß Bond eine bestimmte Spur verfolgte. Wenn er logisch dachte, würde er sich Bond und vielleicht auch Quarrel

sofort vornehmen.

Bond zündete sich die erste Zigarette des Tages an. So jedenfalls schätzte er seinen Gegner ein. Aber wer war dieser Gegner?

Es gab dafür nur einen einzigen Kandidaten, noch dazu einen ziemlich mysteriösen – Dr. Julius No, den Halbchinesen, der auf Crab Key lebte und sein Geld mit Guano verdiente. In den Akten war über diesen Mann nichts zu finden gewesen; auch eine Nachfrage beim FBI hatte nichts ergeben. Die Affäre mit den Löffelreihern und das Durcheinander mit der Audubon-Gesellschaft bedeuteten wirklich nicht mehr, als daß – wie M gesagt hatte – ein Haufen alter Weiber sich über ein paar rosarote Störche aufregte. Trotz alledem waren vier Menschen wegen dieser Störche gestorben und – das alarmierendste Zeichen für Bond – Quarrel hatte Angst vor Dr. No und seiner Insel. Das war sehr merkwürdig. Die Kaiman-Insulaner, am wenigsten Quarrel, ließen sich sonst nicht so schnell einschüchtern. Und warum war Dr. No so auf seine Abgeschiedenheit versessen? Warum nahm er Kosten und Mühen auf sich, um möglichst alle Leute von seiner Guano-Insel fernzuhalten? Guano – Vogelmist? Wer brauchte ihn? Wie wertvoll war er? Bond hatte um zehn Uhr eine Verabredung mit dem Gouverneur. Danach wollte er sich mit dem Vertreter des Kolonialamtes treffen und möglichst alles über diesen Vogelmist, Crab Key und, wenn möglich, über Dr. No herausbringen.

Jemand klopfte an die Tür. Bond erhob sich und schloß auf. Es war Quarrel, dessen linke Backe ein riesiges Pflaster zierte.

»Morgen, Käptn. Sie haben acht Uhr dreißig gesagt!«

»Komm 'rein, Quarrel. Schon gefrühstückt?«

»Ja, danke, Käptn. Stockfisch und 'n Schluck Rum!«

»Du lieber Gott«, sagte Bond. »Und das am Morgen!«

»Sehr erfrischend«, meinte Quarrel gleichmütig.

Sie setzten sich auf den Balkon. Bond bot Quarrel eine Zigarette an. »Also«, sagte er, »ich werde fast den ganzen Tag über im *King's House* und vielleicht im Jamaika-Institut sein. Ich brauche dich nicht vor morgen früh, aber du kannst inzwischen einige Sachen in der Stadt erledigen.«

»Klar, Käptn.«

»Zunächst müssen wir den Sunbeam loswerden. Er ist mir zu gefährlich! Geh zu irgendeinem Wagenverleih und nimm den neuesten und besten Wagen, den du bekommen kannst. Limousine. Miete ihn für einen Monat. Okay? Dann schau dich im Hafen um und besorge mir zwei Männer, die uns beiden möglichst ähnlich sehen. Einer von ihnen muß fahren können! Kaufe für die beiden Kleidungsstücke, die wie unsere aussehen. Und ähnliche Hüte. Sag ihnen,

sie sollen morgen früh einen Wagen nach Montego bringen. Sie sollen ihn in Levys Garage abliefern. Rufe Levy an und sag ihm, er soll den Wagen für uns in Ordnung halten. Verstanden?»

Quarrel grinste. »Sie wollen jemand 'reinlegen, was?«

»Genau! Die beiden bekommen je zehn Pfund. Sag ihnen, ich sei ein reicher Amerikaner, ein bißchen spleenig. Sie müssen morgen früh punkt sechs Uhr hier sein. Du kommst mit dem anderen Wagen. Du paßt auf, daß es mit den beiden in Ordnung geht und daß sie das Verdeck des Sunbeam zumachen.«

»Okay, Käptn.«

»Was ist mit dem Haus an der Nordküste, in dem wir vor fünf Jahren gewohnt haben? Meinst du, daß wir es wieder bekommen können?«

»Weiß nicht, Käptn. 's liegt ziemlich abseits vom Touristenrummel, und dafür verlangen sie 'ne Menge Geld!«

»Versuche es für einen Monat zu mieten. Oder ein Haus in der Nähe. Die Kosten spielen keine Rolle. Sage, es sei für einen reichen Amerikaner, für Mr. James. Laß dir die Schlüssel geben und bezahle die Miete im voraus. Ich kann die Maklerfirma anrufen, wenn sie nähere Auskünfte haben will.« Bond holte aus seiner Hüfttasche ein Bündel Banknoten. Er gab Quarrel die Hälfte. »Das sind zweihundert Pfund. Sollte für alles reichen. Wenn du mehr brauchst, weißt du ja, wo du mich erreichen kannst!«

»Danke, Käptn«, sagte Quarrel, der das Geld in seinem Hemd verstaute. »Sonst noch was?«

»Nein, aber sieh zu, daß dich keiner verfolgt. Laß den Wagen irgendwo in der Stadt stehen und geh zu Fuß weiter. Und paß mir vor allem auf irgendwelche Chinesen in deiner Nähe auf.«

Beide gingen zur Tür. »Ich treffe dich morgen früh um sechs Uhr fünfzehn. Wir fahren dann sofort zur Nordküste. Ich nehme an, daß wir eine Weile dort bleiben.«

Quarrel nickte. »Okay, Käptn«, sagte er und ging hinaus.

Eine halbe Stunde später trat Bond im *King's House* ein. Man schob ihn zunächst eine Viertelstunde in ein Wartezimmer ab, um ihm zu zeigen, daß man ihn für unwichtig hielt. Dann erschien der Adjutant und führte ihn in das Arbeitszimmer des Gouverneurs im ersten Stock. Es war ein großer, kühler Raum, der nach Zigarrenrauch roch. Der Gouverneur, ein Sechziger mit einem roten, verdrießlichen Gesicht und blauen Augen, saß hinter einem Mahagonischreibtisch, auf dem nur zwei Zeitungen lagen. Er stand nicht auf. »Guten Morgen, Mister – äh – Mister Bond. Nehmen Sie bitte Platz.«

Bond setzte sich dem Gouverneur gegenüber. Er sagte: »Guten Morgen,

Sir«, und wartete. Ein Bekannter aus dem Kolonialamt hatte ihn schon darauf vorbereitet, daß er mit einem kühlen Empfang rechnen müsse. »Er wird demnächst pensioniert«, hatte der Bekannte gesagt. »Man hat ihn nur zum amtierenden Gouverneur ernannt, weil man im Moment keinen Nachfolger für Sir Foot finden kann. Er weiß genau, daß er nur ein paar Monate im Amt sein wird, bis wir den geeigneten Mann gefunden haben. Und verständlicherweise will er während dieser kurzen Zeit bis zu seiner Pensionierung keine Schwierigkeiten in Jamaika haben. Deswegen versucht er ja auch, den Fall Strangways ad acta zu legen. Er wird über Ihren Besuch bestimmt nicht erfreut sein.«

Der Gouverneur räusperte sich. Er merkte, daß Bond nicht zu den Unterwürfigen gehörte. »Sie wollen mich sprechen?«

»Ich wollte mich Ihnen nur vorstellen, Sir«, sagte Bond ruhig. »Ich untersuche den Fall Strangways. Ich nehme an, daß der Minister Sie unterrichtet hat.« Bond sagte das nur, um den Gouverneur daran zu erinnern, wer hinter ihm stand. Er konnte es nämlich nicht ausstehen, wenn man ihn oder den Geheimdienst von oben herab behandelte.

»Ja, ich erinnere mich an die Nachricht. Und was kann ich für Sie tun? Soweit es uns betrifft, ist der Fall bereits abgeschlossen.«

»Was verstehen Sie unter ›abgeschlossen‹, Sir?«

Der Gouverneur sagte grob: »Strangways ist ganz offensichtlich mit diesem Mädchen abgehauen. Einige Ihrer – äh – Ihrer Kollegen scheinen Frauen nicht in Ruhe lassen zu können.« Der Gouverneur schloß Bond wohl mit ein. »Ich habe dem Burschen schon bei verschiedenen anderen Skandalen aus der Patsche helfen müssen. Ich hoffe nur, daß Ihr Amt einen gediegeneren Nachfolger bestimmt. Das heißt«, fügte er kühl hinzu, »wenn man hier überhaupt noch einen Agenten braucht. Ich persönlich habe volles Vertrauen zu unserer Polizei.«

Bond sagte lächelnd: »Ich werde Ihre Ansichten weitergeben, Sir. Ich bin sicher, daß mein Chef sie mit dem Verteidigungs- und mit dem Außenminister besprechen möchte. Wenn Sie diese zusätzlichen Aufgaben übernehmen wollen, würde das für den Geheimdienst eine große Erleichterung bedeuten. Ich glaube ohne weiteres, daß die hiesige Polizeibehörde sehr tüchtig ist.«

Der Gouverneur sah Bond mißtrauisch an. Vielleicht sollte er diesen Mann doch mit größerer Vorsicht behandeln! »Das ist ja nur ein ganz inoffizielles Gespräch, Mr. Bond. Meinen Standpunkt kann ich gegebenenfalls dem Außenminister selber vortragen. Möchten Sie jemand aus meinem Stab sprechen?«

»Ich würde mich gern mit dem Vertreter des Kolonialamtes unterhalten, Sir.«

»Und warum, wenn ich fragen darf?«

»Auf Crab Key hat es einige Schwierigkeiten wegen eines Vogelschutzgebietes gegeben. Das Kolonialamt hat uns den Fall übertragen. Mein Chef möchte, daß

ich mich während meines Aufenthaltes hier darum kümmere.«

Der Gouverneur war offensichtlich erleichtert. »Natürlich, natürlich. Ich werde dafür sorgen, daß Mr. Pleydell-Smith Sie sofort empfängt. Sie glauben also, daß man über die Sache Strangways Gras wachsen lassen kann? Keine Angst, früher oder später tauchen die beiden wieder auf.« Er drückte auf einen Knopf. Sein Adjutant kam herein. »Führen Sie diesen Herrn bitte zu Pleydell-Smith.« Er stand auf und streckte Bond die Hand hin. »Auf Wiedersehen, Mr. Bond. Ich freue mich, Sie kennengelernt zu haben. Crab Key, sagten Sie? Nie dagewesen, aber ein Besuch lohnt sich bestimmt.«

Bond schüttelte die Hand. »Genau das dachte ich auch. Auf Wiedersehen, Sir.« Er folgte dem Adjutanten.

Grünschnabel, dachte der Gouverneur, als er zum Telefon griff, um den Vertreter des Kolonialamtes auf Bonds Besuch vorzubereiten. Dann vertiefte er sich in den Börsenteil der *Times*.

Pleydell-Smith war ein jüngerer Mann mit struppigem Haar und klaren, jungenhaften Augen. Er war einer jener nervösen Pfeifenraucher, die ständig in ihren Taschen nach Zündhölzern kramen oder die Pfeife ausklopfen. Nachdem er Bonds Hand kräftig geschüttelt und auf einen Stuhl gedeutet hatte, ging er im Zimmer auf und ab, wobei er sich mit dem Pfeifenstiel an der Schläfe kratzte. »Bond, Bond, Bond? Natürlich! Sie sind doch damals in diese Schatzgeschichte verwickelt gewesen. Vor vier oder fünf Jahren! Ich habe das zufällig in einer Akte gelesen, die neulich hier herumlag. Das war vielleicht ein Ding! Ich wünschte, Sie könnten jetzt was Ähnliches loslassen. Gäbe wenigstens ein bißchen Abwechslung.« Er setzte sich Bond gegenüber, wobei er ein Bein über die Armlehne legte. Er langte nach der Tabakdose. »Wo drückt Sie der Schuh? Ich wette, daß es etwas Interessanteres ist als dieser Kram hier!«

Bond grinste ihn an. Der Mann gefiel ihm. Er hatte einen Verbündeten gefunden, noch dazu einen intelligenten. »Ich bin wegen Strangways hier. Aber zunächst möchte ich Sie etwas fragen, das vielleicht komisch klingt. Wie kamen Sie dazu, sich für meinen letzten Fall hier zu interessieren? Sie sagten, die Akte darüber sei zufällig herumgelegen. Wie kam das? Hatte jemand danach gefragt? Ich möchte nicht indiskret sein. Sie müssen mir auch keineswegs antworten. Ich bin nur neugierig.«

Pleydell-Smith zwinkerte ihm zu. »Ich denke, das ist Ihre Aufgabe.« Er dachte nach und starrte dabei an die Decke. »Wenn ich mich recht erinnere, habe ich die Akte auf dem Schreibtisch meiner Sekretärin gesehen. Sie ist neu. Sie hat mir gesagt, sie versuche, die Akten einigermaßen zu ordnen. Es lagen ja auch noch andere Akten auf ihrem Schreibtisch. Ihre ist mir halt irgendwie aufgefallen.«

»Ach so«, sagte Bond. »So war das.« Er lächelte entschuldigend. »Es tut mir

leid, aber verschiedene Leute scheinen sich hier sehr für mich zu interessieren. Eigentlich möchte ich mich mit Ihnen über Crab Key unterhalten. Ich möchte alles wissen, was diese Insel betrifft. Alles über Dr. No und Guano.«

Pleydell-Smith lachte kurz auf. »Über Guano könnte ich Ihnen mehr erzählen, als Sie verkräften können, stundenlang. Bevor ich ins Kolonialamt überwechselte, war ich in unserem Konsulat in Peru tätig. Dabei bin ich ziemlich oft mit den Leuten zusammengekommen, die den Guano-Handel kontrollieren. Was Ihre anderen Fragen betrifft, kann ich Ihnen nur sagen, was in den Akten steht.« Er drückte auf einen Knopf. Eine Tür ging hinter Bond auf. »Miss Taro, die Akten Crab Key, bitte. Über den Verkauf und über den Mann, der damals kurz vor Weihnachten hier an der Nordküste mit dem Kanu ankam.«

Eine sanfte Stimme sagte: »Ja, Sir.« Dann wurde die Tür wieder geschlossen.

»Also – zunächst kurz der Guano!« Pleydell-Smith schob seinen Sessel zurück. »Wie Sie wissen, ist das Vogelmist. Wird von zwei Vogelarten produziert, vom Töpel und vom grünen Kormoran. In Crab Key ist es der Kormoran. Dieser Vogel ist so eine Art Automat, der Fisch in Guano umwandelt. Pro Tag frisst er etwa ein Pfund Fisch und hinterläßt etwa dreißig Gramm Mist auf einer der Guano-Inseln. Warum er das tut, weiß ich auch nicht. Jedenfalls machen die Vögel das schon seit undenklichen Zeiten, so daß Millionen von Tonnen Guano zusammenkamen. Um 1850 herum entdeckte man, daß es der beste natürliche Dünger der Erde ist. Es kam auf den Guano-Inseln zu ähnlichen Szenen wie auf den Goldfeldern in Alaska. Viele Leute verdienten Riesenvermögen.«

»Und was ist mit Crab Key?« fragte Bond.

»Das war die einzige interessante Guano-Insel so weit nördlich. Man baute das Zeug ab, aber der Salpetergehalt war zu niedrig. Der Abbau lohnte sich nur, solange der Absatzpreis hoch war. Als dann die Kunstdünger aufkamen, fiel der Guanopreis rapide, und die Lager mit minderwertiger Qualität wurden aufgegeben. Als man dann mit der Zeit dahinterkam, daß der Kunstdünger gewisse Nachteile hatte, zog der Preis für Guano wieder an. Und da Peru, der Hauptlieferant von Guano, den meisten Mist für die eigene Landwirtschaft behält, kam Crab Key wieder ins Geschäft.«

»Ach so!«

»Bei Kriegsbeginn hatte dieser Chinese, der übrigens ein schlauer Teufel sein muß, die Idee, aus dem Guano dort wieder Kapital zu schlagen. Der Preis betrug damals fünfzig Dollar die Tonne. Er kaufte die Insel für zehntausend Pfund und baut seitdem ab. Muß ziemlich viel verdient haben! Er liefert direkt nach Europa. Jeden Monat kommt ein Schiff aus Antwerpen. Er hat die modernsten Anlagen. Aber er muß seine Arbeiter ganz schön ausnützen! Besonders jetzt. Im letzten Jahr fiel der Guano-Preis nämlich auf achtunddreißig die Tonne. Gott weiß, was

er seinen Arbeitern bezahlt, um dabei noch zu verdienen. Er hat die Insel in eine Festung verwandelt, in eine Art Arbeitslager. Niemand kommt von dort weg. Ich habe so einiges gehört, aber beschwert hat sich noch keiner. Und schließlich gehört die Insel ihm, und er kann dort treiben, was er will!«

Bond forschte nach Spuren. »Ist denn diese Insel wirklich so wertvoll für ihn? Welchen Wert hat sie Ihrer Meinung nach?«

»Wenn man annimmt«, begann Pleydell-Smith, »daß jedes Vogelpaar einen Wert von fünfzehn Dollar darstellt, der produzierte Guano und die Brat mit eingerechnet, dann bedeutet das bei rund hunderttausend Vögeln auf Crab Key einen Gesamtwert von ungefähr anderthalb Millionen Dollar. Gar nicht so übel. Rechnen Sie für alle Einrichtungen, Maschinen und so weiter noch eine Million dazu, dann haben Sie schon ein kleines Vermögen beisammen! Wo, zum Teufel, bleiben denn die Akten?« Er drückte auf den Knopf. Die Tür hinter Bond ging wieder auf.

Pleydell-Smith sagte ärgerlich: »Miß Taro, was ist denn mit den Akten?«

»Es tut mir sehr leid, Sir«, sagte die sanfte Stimme, »aber wir können sie nicht finden.«

»Was soll das heißen, »wir können sie nicht finden? Wer hat sie zuletzt gehabt?«

»Commander Strangways, Sir.«

»Aber ich weiß doch genau, daß er sie zurückgebracht hat! Wo sollen sie denn hingekommen sein?«

»Das weiß ich auch nicht, Sir.« Die Stimme blieb ruhig. »Die Aktendeckel sind da, aber der Inhalt fehlt.«

Bond drehte sich zu dem Mädchen herum. Er sah sie kurz an und wandte sich wieder ab. Er lächelte grimmig vor sich hin. Jetzt wußte er, wohin die Akten verschwunden waren. Er wußte auch, warum die Akte über seinen alten Fall auf dem Schreibtisch gelegen hatte und wie die wahre Identität von »James Bond, Importeur und Exporteur« die man nur im *King's House* kannte, nach außen dringen konnte.

Wie Dr. No und wie Annabel Chung war auch Miß Taro, diese zurückhaltende, tüchtige Sekretärin mit der dicken Hornbrille, chinesischer Abstammung.

6

Pleydell-Smith lud Bond zum Essen in den *Queen's Club* ein. Sie saßen in einer Ecke des mahagonigetäfelten Speisesaales und sprachen über Jamaika. Als sie beim Kaffee angelangt waren, wußte Bond schon eine Menge über die auf der Insel lebenden Rassen.

»Und dann sind da noch die Chinesen«, schloß Pleydell-Smith. »Die mächtigste Clique auf Jamaika. Ihnen gehören die Bäckereien und die Wäschereien und die besten Lebensmittelläden. Sie bleiben ganz unter sich. Nicht, daß sie die schwarzen Mädchen nicht nehmen, wenn sie Lust darauf haben! Sie können das Ergebnis – die Chigroes – ja überall in Kingston sehen. Diese Mischung aus Chinesen und Negern ist eine zähe Rasse. Sie verachten die Neger und werden ihrerseits von den Chinesen verachtet. Die Polizei hat laufend Schwierigkeiten mit ihnen.«

»Diese Sekretärin von Ihnen, gehört sie dazu?«

»Ja, gescheites Mädchen und sehr attraktiv. Ist seit ungefähr sechs Monaten hier. Weitaus die beste von allen Bewerberinnen.«

»Sieht intelligent aus«, meinte Bond unverbindlich. »Sind diese Leute irgendwie organisiert?« fragte er dann.

»Noch nicht, aber das kann jederzeit passieren.« Pleydell-Smith schaute auf seine Uhr. »Jetzt muß ich aber wirklich gehen. Ich muß noch herausfinden, was mit diesen Akten los ist. Übrigens steht auch nicht viel mehr drin, als ich Ihnen schon erzählt habe. Über die Insel selbst waren nur zwei Berichte aus der Zeit vor dem Krieg und eine alte Landkarte dabei. Sagten Sie nicht, daß sie noch ins Jamaika-Institut wollten? Ich bringe Sie hin und stelle Ihnen den Knaben vor, der die Kartenabteilung unter sich hat.«

Eine Stunde später saß Bond mit einer Generalstabskarte von Crab Key aus dem Jahr 1910 in einer Ecke des schattigen Raumes. Auf ein Blatt Papier hatte er sich eine Umrißskizze gezeichnet, in die er nun die wichtigsten Punkte eintrug.

Die Gesamtfläche der Insel betrug etwa achtzig Quadratkilometer. Dreiviertel davon bestanden aus Sumpf und einem seichten See. Vom See aus wand sich ein kleiner Fluß zum Meer hinunter, in das er etwa in der Mitte der Südküste mündete. Im Westen der Insel erhob sich ein 150 Meter hoher Hügel, der steil zum Meer hin abfiel. Von diesem Hügel verlief eine gestrichelte Linie zu einem Kästchen in einer Ecke der Landkarte, das die Worte »*Guano-Lager. Letzter Abbau 1880*« enthielt. Bond fand weder eine Straße noch ein Gebäude eingezeichnet. Crab Key lag etwa dreißig Meilen nördlich von Jamaika und rund sechzig Meilen südlich von Kuba. Viel mehr konnte man aus der Karte nicht ersehen. Bond faltete sie zusammen und gab sie dem Bibliothekar zurück.

Plötzlich fühlte er sich erschöpft. Es war zwar erst vier Uhr, aber die Sonne brannte erbarmungslos auf Kingston, und sein Hemd klebte am Körper. Bond verließ das Institut, winkte ein Taxi herbei und ließ sich in die kühlen Berge zu seinem Hotel hinauffahren. Er war mit den Ergebnissen des Tages zufrieden; hier konnte er nun nichts mehr tun. Er wollte noch eine ruhige Nacht in seinem Hotel verbringen, um am nächsten Morgen für die Fahrt zur Nordküste frisch zu sein.

Bond fragte am Empfang nach, ob eine Nachricht von Quarrel für ihn vorliege. »Keine Nachricht, Sir«, sagte das Mädchen. »Aber vom *King's House* kam ein Korb mit Früchten. Der Bote hat ihn in Ihr Zimmer gestellt.«

»Was für ein Bote?«

»Ein Farbiger, Sir. Er sagte, er komme vom Büro des Gouverneurs.«

»Danke.« Bond nahm seinen Schlüssel und ging in den ersten Stock hinauf. Die Sache kam ihm irgendwie komisch vor. Die Hand am Revolver, ging Bond leise auf sein Zimmer zu. Er drehte den Schlüssel um und stieß die Tür mit dem Fuß auf. Das Zimmer war leer. Bond verschloß die Tür hinter sich. Auf dem Toilettentisch stand ein großer Korb mit Früchten – Mandarinen, Grapefruit, Bananen, Sternäpfel und Treibhauspfirsiche. An einer breiten Schleife am Henkel hing ein weißer Umschlag. Bond nahm ihn ab, hielt ihn gegen das Licht und öffnete ihn. Auf einem teuren weißen Papier stand in Schreibmaschinenschrift »*Mit den besten Empfehlungen von seiner Exzellenz dem Gouverneur*«.

Bond sah die Früchte an. Er beugte sich darüber und lauschte. Dann nahm er den Korb am Henkel und schüttete den Inhalt auf den Boden. Die Früchte hüpfen und rollten über die Kokosmatte. Im Korb war sonst nichts. Bond mußte selbst über seine Vorsichtsmaßnahmen lächeln. Es gab noch eine letzte Möglichkeit. Er hob einen der Pfirsiche auf und trug ihn ins Badezimmer. Er ließ ihn ins Waschbecken fallen, ging in sein Schlafzimmer zurück und öffnete den Kleiderschrank, nachdem er dessen Schloß untersucht hatte. Vorsichtig hob er seinen Koffer heraus. Er kniete daneben nieder und besah sich die winzigen Spuren von Puder, den er um die beiden Schlösser gestäubt hatte. Sie waren verschmiert, und um die Schlüssellöcher erkannte er leichte Kratzer. Diese Leute waren nicht so sorgfältig vorgegangen wie andere, mit denen er zu tun gehabt hatte. Er öffnete den Koffer und überzeugte sich davon, daß nichts durcheinander gebracht war. Aus seinem »Werkzeugkasten« nahm er eine Lupe, wie sie die Juweliere benutzen, ging ins Badezimmer zurück und schaltete das Licht über dem Spiegel ein. Er klemmte die Lupe ins Auge, hob den Pfirsich mit größter Vorsicht aus dem Waschbecken und drehte ihn langsam zwischen Daumen und Zeigefinger.

Plötzlich hielt er inne. Er hatte ein winzig kleines Loch entdeckt, dessen Ränder kaum wahrnehmbar bräunlich verfärbt waren. Es war dicht neben dem Stiel und nur mit einer Lupe erkennbar. Bond legte den Pfirsich in das

Waschbecken zurück. Er sah sich nachdenklich im Spiegel an.

Der Krieg war also erklärt! Bond grinste sein Spiegelbild an. Sein Instinkt hatte wieder einmal recht behalten. Strangways und das Mädchen waren ermordet und ihre Akten vernichtet worden, weil sie auf eine zu gefährliche Spur gestoßen waren. Dann war Bond auf der Bildfläche erschienen, und dank Miß Taro hatte man ihn schon erwartet. Miß Chung und wahrscheinlich auch der Fahrer des schwarzen Taxis hatten sich ihm an die Fersen geheftet und herausgefunden, daß er im *Blue-Hills-Hotel* wohnte. Dem ersten Angriff würden weitere folgen. Aber wer steckte dahinter? Wer hatte ihn so genau im Visier? Für Bond gab es keinen Zweifel. Beweise waren zwar nicht vorhanden, aber er wußte genau, daß der Mann im Hintergrund Dr. No war. Bond ging ins Schlafzimmer zurück. Er hob eine Frucht nach der anderen auf und untersuchte sie mit der Lupe. Jede wies den winzigen Einstich auf. Bond bat den Portier telefonisch um einen Karton und eine Schnur. Er verpackte die Früchte sorgfältig und rief dann *King's House* an. Er verlangte den Vertreter des Kolonialamtes.

»Sind Sie's, Pleydell-Smith? Hier ist James Bond. Tut mir leid, daß ich Sie schon wieder störe. Aber ich habe eine Frage. Gibt es in Kingston einen Gerichts-Chemiker? Ja? Ausgezeichnet. Ich möchte, daß er etwas für mich analysiert. Würde es Ihnen etwas ausmachen, ein Paket an den Chemiker weiterzuleiten? Ich möchte nicht, daß mein Name im Zusammenhang damit genannt wird. Einverstanden? Ich werde Ihnen später alles erklären. Noch eine Bitte: Wären Sie so freundlich, mir das Ergebnis der Analyse telegrafisch mitzuteilen? Ich bin während der nächsten Woche in Beau Desert. Aber behalten Sie das bitte für sich. Es tut mir leid, daß ich so verdammt geheimnisvoll sein muß. Aber ich nehme an, Sie werden mich verstehen, wenn Sie die Antwort von dem Chemiker bekommen. Übrigens – sagen Sie ihm, er soll die Gegenstände sorgfältig behandeln. Und machen Sie ihn darauf aufmerksam, daß wahrscheinlich mehr darin steckt, als man vermutet. Vielen Dank für alles. Ich freue mich, daß ich Sie kennengelernt habe. Auf Wiederhören.«

Bond schickte das Paket sofort mit einem Taxi zum *King's House*. Es war sechs Uhr. Er ging in sein Zimmer zurück, duschte, zog sich um und bestellte seinen ersten Drink. Er wollte gerade auf den Balkon hinausgehen, als das Telefon klingelte. Es war Quarrel.

»Alles okay, Käptn.«

»Alles? Wunderbar. Und das Haus?«

»Alles okay«, wiederholte Quarrel. »Sehe Sie zur ausgemachten Zeit, Käptn.«

»Gut«, sagte Bond. Quarrels Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit beeindruckten ihn. Er legte den Hörer auf und trat auf den Balkon hinaus.

Die Sonne ging gerade unter. Über sich hörte Bond ein Flugzeug. Es war eine

Super-Constellation, der gleiche Flug, mit dem er am Abend vorher angekommen war. Er beobachtete, wie die Maschine zur Landung ansetzte. Wieviel hatte sich seit seiner Ankunft, die erst vierundzwanzig Stunden zurücklag, schon ereignet!

Sollte er M über die veränderte Sachlage informieren? Sollte er dem Gouverneur einen Bericht schicken? Bond dachte an den Gouverneur und ließ die Idee sofort wieder fallen. Aber wie stand es mit M? Bond hatte seinen eigenen Code. Er konnte M über das Kolonialamt leicht eine Nachricht zukommen lassen. Und was sollte er M mitteilen? Daß Dr. No ihm ein paar vergiftete Früchte geschickt hatte? Aber er wußte ja nicht einmal genau, ob die Früchte vergiftet waren und ob sie wirklich von Dr. No kamen. Bond konnte M's Gesicht vor sich sehen, während er seine Nachricht las. Er sah ihn den Knopf am Gegensprechgerät niederdrücken: »Chef des Stabes, 007 hat es erwischt. Behauptet, daß ihn jemand mit einer vergifteten Banane füttern wollte. Der Bursche hat die Nerven verloren. War zu lange im Krankenhaus. Rufen Sie ihn lieber zurück.«

Bond grinste vor sich hin. Er stand auf und bestellte noch einen Drink. Natürlich würde es nicht ganz so schlimm sein. Aber trotzdem ... Nein, er würde warten, bis er Handfesteres zu bieten hatte. Wenn natürlich etwas schiefging, ohne daß er eine Warnung nach London durchgegeben hatte, würde er in Schwierigkeiten geraten. Er mußte eben dafür sorgen, daß nichts schiefging. Bond trank seinen zweiten Drink und überdachte noch einmal die Einzelheiten seines Planes. Dann ging er zum Essen in den halbleeren Speisesaal hinunter, las noch ein bißchen im *Handbuch für Westindien* und war gegen neun Uhr schon halb eingeschlafen. Also ging er in sein Zimmer zurück und stellte sein Gepäck für den nächsten Morgen bereit. Er gab dem Portier den Auftrag, ihn um halb sechs zu wecken. Dann verriegelte er die Tür und die hölzernen Jalousien. Das bedeutete zwar eine heiße und stickige Nacht, aber er konnte es nicht ändern. Bond legte sich nackt unter das Leintuch, drehte sich auf die linke Seite und schob seine Hand auf den Kolben der Walther PPK unter dem Kissen. Fünf Minuten später war er eingeschlafen.

Als nächstes wurde Bond sich bewußt, daß es drei Uhr früh war. Er wußte, daß es drei Uhr war, weil das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr direkt vor seinen Augen lag. Er bewegte sich nicht. Im Zimmer war es völlig still. Auch von draußen drang kein Laut herein. Das Mondlicht, das durch die Jalousien fiel, zeichnete schwarzweiße Streifen an die Wand neben dem Bett. Er kam sich vor, als liege er in einem Käfig. Was hatte ihn aufgeweckt? Bond wollte aus dem Bett schlüpfen. Aber mitten in der Bewegung hielt er inne und blieb völlig starr liegen. An seinem rechten Knöchel hatte sich etwas bewegt. Jetzt krabbelte es an der Innenseite seines Schienbeins entlang. Es war irgendein Insekt. Ein sehr großes, etwa fünfzehn Zentimeter lang – so lang wie seine Hand. Er konnte Dutzende winziger Füße auf seiner Haut spüren. Was war es?

Bond fühlte, wie sich seine Haare sträubten. Aber das konnte doch nicht sein! Er hatte das immer nur für eine Redewendung gehalten.

Das Ding an seinem Bein bewegte sich weiter. Plötzlich war sich Bond ganz klar bewußt, daß er Angst hatte. Sein Instinkt sagte ihm, daß ein Tausendfüßler auf ihm herumkrabbelte.

Bond lag erstarrt. Er hatte einmal einen tropischen Tausendfüßler in einer Spirituslösung auf einem Regal im Museum gesehen. Er war hellbraun, flach und etwa fünfzehn Zentimeter lang gewesen – wie dieser hier. An beiden Seiten des plumpen Kopfes hatte er gekrümmte Giftzähne. Nach dem Etikett auf der Flasche war das Gift tödlich, wenn es eine Arterie traf.

Bonds hatte das tote spiralförmige Insekt neugierig betrachtet und war dann weitergegangen.

Der Tausendfüßler hatte inzwischen sein Knie erreicht. Was auch immer geschah, Bond durfte sich nicht bewegen, nicht einmal zittern. Sein ganzes Bewußtsein konzentrierte sich auf die zwei Reihen krabbelnder Beine, die jetzt über seine Hüfte marschierten. Und nun änderte der Tausendfüßler seine Richtung auf Bonds Leiste zu. Bond biß die Zähne zusammen. Wenn ihm die Wärme dort zusagte? Wenn er gerade dort zubeißen wollte? Bond fühlte, wie er sich einen Weg durch die Haare suchte. Es kitzelte. Die Haut auf Bonds Bauch zuckte. Er konnte es nicht unterdrücken. Aber jetzt schlug das Biest eine neue Richtung ein und kroch langsam quer über Bonds Bauch. Es erreichte sein Herz. Wenn es jetzt zubiß, würde ihn das Gift sicher töten. Doch der Tausendfüßler setzte unbeirrt seinen Weg durch die dünnen Haare auf Bonds Brust fort und kam zum Schlüsselbein. Er blieb stehen. Was tat er denn jetzt? Bond spürte, wie der plumpe Kopf sich hin und her bewegte. Wonach suchte er? War genügend Platz zwischen Leintuch und seiner Haut, um den Tausendfüßler durchzulassen? Sollte er es wagen, das Leintuch einen Zentimeter hochzuheben? Nein! Niemals! Das Tier kam auf Bonds Kehle zu. Vielleicht wurde es durch das Klopfen des Pulses dort irritiert! Himmel, wenn er doch nur das Pochen seines Blutes kontrollieren könnte! Verdammt! Bond sprach im Geist mit dem Tausendfüßler. Es ist nichts! Er ist nicht gefährlich, dieser Puls! Du brauchst dich nicht aufzuregen! Geh lieber an die frische Luft!

Als ob das Biest ihn verstanden hätte, kroch es weiter den Hals hinauf und durch die Bartstoppeln auf Bonds Kinn. Es kitzelte furchtbar, als es den Mundwinkel streifte. Dann marschierte es die Nase entlang. Jetzt konnte Bond die ganze Länge und das Gewicht des Tausendfüßlers spüren. Vorsichtig schloß er die Augen. Die winzigen Beinpaare bewegten sich leicht über sein rechtes Augenlid. Sollte er versuchen, das Tier abzuschütteln, wenn es auf seiner Stirn war? Nein, um Himmels willen! Die Kette der Beine schien endlos zu sein. Er konnte vielleicht einen Teil abschütteln, aber nicht alle.

Mit unendlicher Vorsicht schob sich das große Insekt über Bonds Stirn. Am Haaransatz blieb es wieder stehen. Was, zum Teufel, wollte es jetzt? Bond spürte, wie es an seiner Haut saugte. Es trank! Trank seine Schweißstropfen! Minutenlang bewegte es sich nicht. Bond fühlte sich durch die Anspannung wie gerädert. Sein Körper war schweißgebadet. In wenigen Augenblicken würden seine Glieder anfangen zu zittern. Er war machtlos dagegen. Die Angst würde ihn schütteln. Konnte er sich noch beherrschen? Bond lag da und wartete, wobei er mit weit offenem Mund atmete.

Der Tausendfüßler setzte sich wieder in Bewegung: Er bahnte sich einen Weg durch die Haare. Würde es ihm dort gefallen? Würde er sich dort vielleicht häuslich niederlassen? Wie schliefen Tausendfüßler? Zusammengerollt oder ausgestreckt? Die kleinen Tausendfüßler, die er als Kind kennengelernt hatte, rollten sich zusammen, wenn man sie berührte. Würde er auf das Kissen hinauskriechen oder die Wärme der Haare vorziehen? Der Tausendfüßler blieb stehen. Hinaus! Hinaus! Bonds Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Der Tausendfüßler kroch langsam aus seinem Haar auf das Kissen.

Bond wartete eine Sekunde. Jetzt hörte er die beiden Reihen der Beine auf dem Leinen rascheln. Es war ein leises Geräusch, als streiften Fingernägel leicht über Stoff.

Mit einem Hechtsprung, der das ganze Zimmer erbeben ließ, schoß Bond aus dem Bett und prallte auf dem Boden auf. Sofort war er auf den Beinen und schaltete das Licht ein. Er merkte, daß er am ganzen Körper zitterte. Er taumelte zum Bett. Dort verschwand der Tausendfüßler gerade unter dem Kissen. Bonds erster Reflex war, das Kissen auf den Boden zu reißen. Doch er beherrschte sich, um seine Nerven erst wieder zu beruhigen. Dann hob er das Kissen vorsichtig an einer Ecke hoch, ging in die Mitte des Zimmers und ließ es fallen. Der Tausendfüßler kroch unter dem Kissen hervor und bewegte sich schnell über die Kokosmatte. Langsam hob Bond einen Schuh auf. Die Gefahr war vorbei. Jetzt erst überlegte er, wie der Tausendfüßler in sein Bett kommen konnte. Er holte mit dem Schuh aus und schmetterte ihn auf den Boden. Er hörte, wie der harte Rückenpanzer des Tieres barst.

Bond hob den Schuh wieder auf.

Der Tausendfüßler wand sich im Todeskampf. Bond schlug noch einmal zu. Das Insekt platzte auf. Bond ließ den Schuh fallen, rannte ins Badezimmer und übergab sich.

7

»Übrigens, Quarrell!« – Bond wich einem Omnibus aus –, »was weißt du über Tausendfüßler?«

»Tausendfüßler, Käptn?« Quarrell sah ihn von der Seite an, um herauszufinden, was diese Frage bedeuten sollte. Doch Bonds Gesicht war undurchdringlich. »Na ja, wir haben 'n paar ziemlich gefährliche hier in Jamaika. Zehn, zwölf, fünfzehn Zentimeter lang. Sie bringen Leute um. Leben meist in den alten Häusern in Kingston. Sie lieben faules Holz und Dreck. Am liebsten gehen sie nachts spazieren. Warum, Käptn? Haben sie einen gesehen?«

Bond wich der Frage aus. Er hatte Quarrell auch nichts von den Früchten erzählt. Er wollte ihn nicht beunruhigen. »Würde man sie zum Beispiel auch in einem modernen Haus finden? In den Schuhen, im Schrank oder im Bett?«

»Nie!« Quarrells Antwort schloß diese Möglichkeit gänzlich aus. »Außer, wenn jemand einen absichtlich 'reinsetzt. Diese Biester haben Löcher und Spalten gern. Saubere Plätze mögen sie gar nicht! Ihnen gefällt's im Dreck.«

»Aha.« Bond wechselte das Thema. »Sind die beiden Männer mit dem Sunbeam zurechtgekommen?«

»Klar, Käptn. Die haben sich mächtig über den Job gefreut. Und sie seh'n fast aus wie Sie und ich, Käptn.« Quarrell kicherte. Er schaute Bond an und meinte zögernd: »Ich glaub' aber, daß man Ihnen nicht trauen kann. Ich hab' eben nehmen müssen, was ich bekommen konnte.«

Bond lachte. »Die Hauptsache ist, daß sie fahren können. Ich hoffe nur, daß sie gut nach Montego kommen.«

»Keine Angst, Käptn.« Quarrell verstand Bonds Sorge falsch. »Ich hab' ihnen gesagt, daß ich der Polizei sage, sie hätten den Wagen gestohlen, wenn sie nicht dort ankommen.«

Auf der Straße zur Nordküste trafen sie nur wenige Leute – Bauern, die mit ihrer Haue zu den kleinen Feldern an den Berghängen unterwegs waren, oder Frauen, die Früchte zum Markt brachten. Es war ein friedliches Bild.

»Käptn«, sagte Quarrell, »entschuldigen Sie, aber können Sie mir sagen, was wir eigentlich vorhaben?«

»Das weiß ich selbst noch nicht genau, Quarrell.« Bond ließ den kleinen Austin A30, den Quarrell gemietet hatte, gemächlich durch die herrliche Gartenlandschaft rollen. »Ich habe dir ja schon gesagt, daß ich wegen Strangways und seiner Sekretärin da bin. Die meisten Leute meinen, sie sind zusammen durchgebrannt. Ich glaube, daß man sie ermordet hat.«

»Wirklich?« sagte Quarrell unbewegt. »Und wer soll's getan haben?«

»Ich stimme heute völlig mit dir überein. Ich glaube, daß dieser Doktor No, der Chinese auf Crab Key, seine Hand im Spiel hat. Strangways steckte die Nase in seine Angelegenheiten – irgendwas mit dem Vogelschutzgebiet. Und Dr. No ist auf Geheimhaltung versessen, du hast es selbst gesagt. Es sieht so aus, als würde er alles unternehmen, um die Leute daran zu hindern, ihm in die Karten zu schauen! Aber versteh mich richtig, das sind alles nur Vermutungen. Allerdings sind in den letzten vierundzwanzig Stunden ein paar sehr merkwürdige Dinge passiert. Deswegen habe ich den Sunbeam nach Montego geschickt, um eine falsche Spur zu legen. Und deswegen verschwinden wir auch für ein paar Tage nach Beau Desert.«

»Und dann, Käptn?«

»Vor allem möchte ich, daß du mich trainierst wie beim letztenmal.«

»Klar, Käptn. Kann ich machen.«

»Und dann dachte ich mir, daß wir beide uns Crab Key mal ansehen.«

Quarrel piff vor sich hin.

»Nur ein bißchen umschauen. Wir müssen ja gar nicht in Dr. No's Nähe kommen. Mich interessiert das Vogelschutzgebiet. Ich möchte selbst sehen, was mit dem Lager der beiden Wächter passiert ist. Wenn wir etwas Verdächtiges entdecken, verschwinden wir wieder und kommen dann zurück, aber diesmal durch den Haupteingang und mit einigen Soldaten zur Unterstützung. Es wird eine offizielle Untersuchung geben. Aber zunächst müssen wir Beweise finden. Was hältst du davon?«

Quarrel suchte in der Tasche nach einer Zigarette. Er zündete sie umständlich an und blies den Rauch durch die Nase. Er sagte: Käptn, ich halt' Sie für völlig verrückt, heimlich auf diese Insel zu gehen! Quarrel hatte seine unmißverständliche Meinung geäußert. Er machte eine Pause und sah Bond von der Seite an. Dann sagte er ruhig und etwas verlegen: »Nur eins, Käptn. Ich hab' 'ne Familie daheim auf den Kaiman-Inseln. Würden Sie 'ne Lebensversicherung für mich abschließen, bevor wir fahren?«

Bond erkannte die Sorge in dem braunen Gesicht. »Aber natürlich, Quarrel. Ich werde das morgen in Port Maria sofort erledigen. Wir schließen hoch ab, sagen wir, fünftausend Pfund. Mit was fahren wir? Kanu?«

»Klar, Käptn.« Quarrels Stimme klang erleichtert. »Wir brauchen 'ne ruhige See und 'nen leichten Wind. Muß 'ne dunkle Nacht sein. Die fangen jetzt gerade an. Der Mond nimmt ab. Wo wollen Sie landen, Käptn?«

»An der Südküste bei der Flußmündung. Dann gehen wir den Fluß entlang bis zum See. Ich bin sicher, daß die Wächter dort ihr Lager aufgeschlagen hatten. Da gab's frisches Wasser, und sie konnten leicht ans Meer zum Fischen.«

Quarrel war nicht gerade begeistert. »Wie lang bleiben wir, Käptn? Wir können nicht viel Proviant mitnehmen. Brot, Käse, Salz, Fleisch. Keinen Tabak – Rauch und Feuer sind zu gefährlich. Dort ist 'ne verdammt unangenehme Landschaft, Käptn, Sumpf und Mangroven.«

»Bereite alles für drei Tage vor«, sagte Bond. »Das Wetter könnte umschlagen und uns ein oder zwei Nächte auf der Insel festhalten. Wir brauchen zwei Jagdmesser. Ich nehme noch einen Revolver mit. Man kann nie wissen!«

»Allerdings, Käptn«, meinte Quarrel nachdrücklich. Bis Port Maria schwieg er.

Sie fuhren durch die kleine Stadt und um das Vorgebirge in Richtung Beau Desert. Es war alles noch so, wie Bond es in Erinnerung hatte – der Zuckerhut der Insel der Überraschungen in der Mitte der ruhigen Bucht, die Kanus neben den Haufen leerer Muschelschalen, der entfernte Anprall der Brandung gegen das Riff, das vor fünf Jahren beinahe sein Grab geworden wäre. Tief in Erinnerungen versunken, bog Bond in die kleine Straße zwischen den Zuckerrohrfeldern ein, aus deren Mitte sich die unheimliche Ruine des alten Herrenhauses der Beau-Desert-Plantage wie ein gestrandetes Schiff erhob.

Sie kamen zu dem Tor, das die Zufahrt zum Bungalow versperrte. Quarrel stieg aus, öffnete es und Bond fuhr den Wagen in den kleinen Hof hinter dem einstöckigen weißen Haus. Ringsum war es still. Bond ging um das Haus herum, quer über den Rasen und an den Strand. Ja, dort war er – sein Unterwasserweg zur Insel der Überraschungen. Manchmal träumte er noch davon. Bond schaute aufs Meer hinaus und dachte an Solitaire, an das Mädchen, das er verletzt aus dem Meer geborgen hatte. Er hatte sie damals über den Rasen ins Haus getragen. Wie es ihr wohl ging? Und wo sie jetzt war? Abrupt wandte Bond sich ab und kehrte zum Haus zurück.

Es war acht Uhr dreißig. Bond packte seine paar Sachen aus und zog Shorts und Sandalen an. Während des Frühstücks legte er sein Trainingspensum fest – um sieben aufstehen, danach Schwimmen, Frühstück, ein einstündiges Sonnenbad, Laufen über eine Meile, wieder Schwimmen, Mittagessen, Sonnenbad, Schwimmen, heißes Bad und Massage, Abendessen, Schlafen.

Nach dem Frühstück begann das Training.

In der folgenden zermürbenden Woche unterbrachen nur eine kurze Nachricht im *Daily Gleaner* und ein Telegramm von Pleydell-Smith das Programm. Der *Gleaner* berichtete, daß ein Sunbeam mit der Nummer H 2473 auf der Strecke Kingston-Montego in einen tödlichen Unfall verwickelt worden war. Ein schwerer Lastwagen, dessen noch unbekannter Fahrer offensichtlich die Herrschaft über sein Fahrzeug verloren hatte, war in einer Kurve mit dem Sunbeam zusammengestoßen. Beide waren von der Straße abgekommen und

in eine Schlucht gestürzt. Die Insassen des Sunbeam, Ben Gibbon und Josiah Smith, hatten dabei den Tod gefunden. Ein Mr. Bond, Tourist aus England, auf dessen Namen der Wagen geliehen war, wurde gebeten, sich beim nächsten Polizeiposten zu melden. Bond verbrannte diese Ausgabe des *Gleaner*. Er wollte Quarrel nicht unnötig beunruhigen.

In dem Telegramm von Pleydell-Smith stand:

JEDER GEGENSTAND ENTHIELT GENUG BLAUSÄURE, UM EIN PFERD ZU TÖTEN STOP SCHLAGE VOR, DASS SIE IHREN LIEFERANTEN WECHSELN STOP VIEL GLÜCK – SMITH.

Bond verbrannte auch das Telegramm.

Quarrel mietete ein Kanu, und sie segelten damit drei Tage auf dem Meer herum. Es war ein plumpes Boot, aus einem Baumstamm gehauen. Es hatte zwei schmale Ruderbänke, zwei schwere Paddel und ein kleines Segel aus schmutziger Leinwand. Quarrel war mit dem Boot zufrieden.

»Sieben, acht Stunden, Käptn«, sagte er. »Dann holen wir das Segel 'runter und nehmen die Paddel. Macht uns für Radar weniger leicht zu erkennen.«

Das Wetter hielt. Die Voraussage war günstig und die Nächte schwarz wie die Sünde. Die beiden Männer besorgten ihren Proviant. Bond versah sich mit einer billigen schwarzen Leinenhose, einem dunkelblauen Hemd und Leinenschuhen.

Der letzte Abend brach an. Bond war froh, endlich losschlagen zu können. Er gestand sich ein, daß ihn dieses Abenteuer erregte. Es hatte für ihn genau die richtigen Zutaten – körperliche Anstrengung, Geheimnisse und einen erbarmungslosen Gegner. Er hatte einen hervorragenden Kameraden. Seine Sache war gerecht. Vielleicht konnte er M sogar die »Ferien im Sonnenschein« unter die Nase reiben. Das hatte ihn gewurmt. Er konnte es nicht leiden, wenn man ihn wie einen Weichling behandelte.

Die Sonne versank glühend hinter den Bergen.

Bond ging in sein Schlafzimmer, nahm seine beiden Waffen aus dem Koffer und wog sie in der Hand. Er entschied sich für den schweren Smith & Wesson und steckte Ersatzmunition in die Hosentasche. War es übervorsichtig, dieses ganze Metall auf einer Fahrt mitzuschleppen, die sich vielleicht nur als Picknickausflug entpuppte?

Bond holte eine Whisky-Flasche, Soda und Eis aus dem Eisschrank und setzte sich in den Garten. Die Schatten krochen über die Wiese und hüllten ihn ein. Die Frösche begannen zu quaken. Der Wind, der nachts von der Insel seewärts wehte, rauschte leise in den Baumspitzen. Einen Moment lang überließ sich Bond der Melancholie der tropischen Dämmerung. Er hob die Flasche auf und betrachtete sie. Er hatte schon ein Viertel davon getrunken. Er goß sich noch einen großen Schluck ins Glas und warf Eis hinein. Warum trank er eigentlich? Wegen der

nächtlichen Bootsfahrt über die schwarze See? Weil er ins Unbekannte fuhr? Wegen Dr. No?«

Quarrel kam vom Strand herauf. »Zeit, Käptn.«

Bond kippte den Whisky hinunter und folgte dem Kaiman-Insulaner zum Kanu. Quarrel setzte sich nach hinten; Bond stieg ein und stieß das Boot mit seinem Paddel ab. Sie drehten sich langsam und hielten auf die Lücke in den leicht schäumenden Wellen zu, die ihnen die Durchfahrt durch das Riff anzeigte. Sie paddelten im gleichen Takt. Kein Laut war zu hören, außer dem leisen Aufschlagen der Wellen am Bug.

Bonds einzige Aufgabe bestand im Paddeln. Quarrel bestimmte den Kurs. Bei der Durchfahrt durch das Riff gerieten sie in Wirbel. Immer wieder traf Bonds Paddel auf Fels, und einmal mußte er sich sogar festhalten, als das Boot auf das teilweise vom Wasser verdeckte Riff auflief. Dann waren sie durch, und um sie herum war tiefes Wasser.

»Okay, Käptn«, sagte Quarrel leise. Bond zog das Paddel ein und setzte sich mit dem Rücken gegen die Ruderbank. Er hörte Quarrel das Segel entfalten und den knatternden Laut, als es sich mit Wind füllte. Das Kanu hob sich leicht aus dem Wasser und nahm Fahrt auf. Gischt spritzte in Bonds Gesicht. Der Fahrtwind war kühl, und bald würde es kalt werden. Bond zog, die Knie an und umfaßte sie mit den Armen. Eine verdammt lange und unbequeme Nacht würde das werden.

Bond schaute zurück. Hinter der zusammengekauerten Gestalt Quarrels sah er weitentfernte Lichter – Port Maria. Bald hätten sie ein Zehntel des Weges zurückgelegt, dann ein Viertel, dann die Hälfte. Um Mitternacht würde er das Steuer übernehmen. Bond seufzte, legte den Kopf auf die Knie und schloß die Augen. Er mußte tief geschlafen haben, denn erst der dumpfe Schlag eines Paddels gegen die Bootswand weckte ihn auf. Er hob den Arm zum Zeichen, daß er verstanden hatte, und sah auf die Uhr. Zwölf Uhr fünfzehn. Er streckte seine steifen Beine und kletterte mühsam über die Ruderbank.

»Tut mir leid, Quarrel«, sagte er. »Du hättest mich schon eher wecken sollen.«

»Macht doch nichts, Käptn«, meinte Quarrel. »Der Schlaf tut Ihnen gut.«

Vorsichtig drückten sie sich aneinander vorbei, und Bond ließ sich im Heck nieder, um das Steuerpaddel zu übernehmen. Das Segel flatterte. Bond stellte den Bug in den Wind und drehte das Boot, bis der Nordstern genau über Quarrels gebeugtem Kopf stand.

Fliegende Fische schossen wie Granaten aus der glatten Wasserfläche und verschwanden wieder. Bond dachte daran, was jetzt Hunderte von Metern unter ihnen vor sich ging, die großen Fische – Haifische, Barrakudas, Rochen – zogen ruhig ihre Bahnen, Schwärme von Makrelen und Sonnenfischen segelten durch die Dunkelheit, und ganz tief unten hausten jene plumpen, schwabbeligen

Wesen, die man nie sah, jene fünfzehn Meter langen Kraken mit Augen so groß wie Eißsteller, die letzten Ungeheuer des Meeres, deren tatsächliche Größe man nur aus in Walmägen gefundenen Resten errahnen konnte. Was würde passieren, wenn sie kenterten? Bond konzentrierte sich mehr aufs Steuer.

Ein Uhr, zwei Uhr, drei Uhr. Quarrel wachte auf und streckte sich. Leise sagte er zu Bond: »Ich riech' Land, Käptn.« Der schwarze Schatten vor ihnen nahm langsam die Gestalt einer schwimmenden Ratte an – Crab Key. Die Insel hob sich im schwachen Mondlicht deutlich vom Wasser ab, nun hörten sie auch das ferne Rauschen der Brandung.

Sie tauschten die Plätze. Quarrel holte das Segel ein, und sie paddelten wieder. Zunächst würden sie in den Wellentälern noch unsichtbar sein. Nicht einmal Radar konnte sie ausmachen. Die letzte Meile mußten sie allerdings möglichst schnell hinter sich bringen, da die Dämmerung bald einsetzen würde.

Jetzt konnte Bond die weißen Brandungswellen erkennen. Die Wogen wurden rauher. »Jetzt Käptn!« rief Quarrel, und Bond, dem der Schweiß übers Gesicht lief, zog sein Paddel schneller und tiefer durch. Das plumpe Boot, das unter dem Segel so schnell dahingeglitten war, schien sich nun kaum zu bewegen. Bonds Schultern brannten wie Feuer. Das Knie, auf dem sein ganzes Gewicht ruhte, war wund. Mit verkrampften Händen hielt er das Paddel, das ihm schwer wie Blei erschien.

Sie näherten sich dem Riff. Tief unter dem Boot konnte man schon ab und zu den sandigen Grund sehen. Die Brandung rollte jetzt wie Donner. Sie suchten nach einer Öffnung im Riff. Hundert Meter dahinter lag die Flußmündung. Sie waren genau an der richtigen Stelle. Dunkle, ölige Wirbel bildeten sich über den verborgenen Korallenspitzen, und der Bug des Kanus hielt darauf zu. Noch einige knirschende Schläge, ein heftiger Stoß nach vorn, und das Boot glitt langsam über die spiegelglatte Wasserfläche auf den Strand zu.

Quarrel steuerte das Kanu hinter eine felsige Landzunge. Bond wunderte sich, daß der Sand im fahlen Mondlicht nicht weiß schimmerte.

Als sie anlegten und Bond steif aus dem Boot kletterte, erkannte er sofort, warum. Der Sand war schwarz; er mußte aus vulkanischem Gestein entstanden sein.

Quarrel nahm drei kurze, dicke Bambusrohre aus dem Boot und legte sie hintereinander auf den flachen Strand. Sie hoben den Bug des Bootes auf das erste Rohr und schoben das Kanu dann über die Rollen. Bond hob jeweils die letzte Rolle auf und legte sie vorn wieder unter. So bewegte sich das Boot langsam den Strand hinauf, bis es schließlich zwischen Felsen und Büschen lag. Dort deckten sie es mit getrocknetem Seetang und Treibholz zu. Dann schnitt Quarrel ein paar Zweige von einem Busch und verwischte damit ihre Spuren im Sand.

Es war fünf Uhr, und sie waren beide todmüde. Sie wechselten einige Worte, dann verzog Quarrel sich zwischen die Felsen. Bond entdeckte unter einem ausladenden Busch eine Senke im feinen, trockenen Sand. Einige Einsiedlerkrebse hatten sich neben seinem »Bett« niedergelassen. Er sammelte ein, soviel er finden konnte, und warf sie in die Mangroven. Dann ließ er sich der Länge nach in den Sand fallen, legte den Kopf auf den Arm und schlief sofort ein.

## 8

Bond erwachte benommen. Der Sand, auf dem er lag, erinnerte ihn daran, wo er war. Er sah auf seine Uhr. Zehn. Die Sonne schien bereits heiß durch die dicken runden Blätter der Büsche. Ein großer Schatten bewegte sich vor seinem Gesicht über den Sand. Quarrel? Bond hob den Kopf und spähte durch die Zweige, die ihn verbargen. Er erstarrte. Sein Herz setzte einen Moment aus, dann begann es so heftig zu schlagen, daß er tief einatmen mußte, um es wieder zu beruhigen.

Ein nacktes Mädchen stand mit dem Rücken zu ihm. Sie war nicht völlig nackt. Um die Taille trug sie einen breiten Ledergürtel mit einem Jagdmesser in einer Lederscheide an der rechten Hüfte. Durch den Gürtel wirkte ihre Nacktheit noch erotischer. Sie stand nur fünf Meter von Bond entfernt an der Flutlinie und betrachtete etwas in ihrer Hand.

Es war ein herrlicher Rücken. Die Haut war gleichmäßig gebräunt und glänzte wie Satin. Die tiefe Einkerbung des Rückgrates ließ auf stärkere Muskeln schließen, als sie sonst bei einem Mädchen üblich sind, und ihr Gesäß war fast so fest und rund wie bei einem Jungen. Die wundervollen Beine waren gerade, und die Haut unter der leicht angehobenen linken Ferse zeigte keine rosa Färbung. Sie war keine Farbige.

Ihr Haar schimmerte goldblond und hing in dicken, nassen Strähnen bis auf die Schultern. Ihre grüne Tauchermaske hatte sie auf die Stirn geschoben.

Diese ganze Szene – der leere Strand, das grüne und blaue Meer, das nackte Mädchen mit den blonden Strähnen – erinnerte Bond an irgend etwas. Er dachte nach. Natürlich, Botticellis »Venus«, allerdings in Rückenansicht.

Wie war sie hergekommen? Was tat sie hier? Bond spähte den Strand entlang. Nach rechts konnte er etwa fünfhundert Meter bis zur Flußmündung einsehen. Der Strand war bis auf einige rosa Muschelschalen leer. Er schaute nach links, wo etwa zwanzig Meter entfernt die Felsen der kleinen Landzunge begannen. Ja, dort war eine Furche im Sand, wo jemand ein Kanu in den Schutz der Felsen gezogen hatte. Es mußte ein leichtes Boot sein, sonst hätte sie es nicht allein hinaufziehen können. Vielleicht war das Mädchen gar nicht allein! Aber es verlief

nur eine Fußspur von den Felsen zum Meer hinunter und eine zweite vom Meer zu dem Platz, wo sie jetzt stand. Lebte sie hier, oder war auch sie in der Nacht von Jamaika herübergesegelt? Verdammt harte Arbeit für ein Mädchen! Aber davon abgesehen, was, in Gottes Namen, wollte sie hier?

Wie als Antwort auf seine Frage machte das Mädchen eine wegwerfende Geste mit der rechten Hand und ließ ein Dutzend Muschelschalen auf den Sand neben sich fallen. Sie waren rosa und schienen von der gleichen Art zu sein, die Bond auf dem Strand bemerkt hatte. Das Mädchen sah auf seine linke Hand hinunter und begann leise vor sich hin zu pfeifen. Es klang triumphierend. Sie pffte »Marion«, einen kleinen, traurigen Calypso, der schon immer zu Bonds Lieblingsmelodien gehört hatte.

Das Mädchen verstummte, um sich mit herzhaftem Gähnen zu strecken. Bond mußte lächeln. Er befeuchtete seine Lippen mit der Zunge und nahm die Melodie auf.

Ihre Arme fielen herunter und kreuzten sich über der Brust. Die Rückenmuskeln spannten sich. Sie lauschte mit zur Seite geneigtem Kopf. Zögernd begann sie wieder zu pfeifen. Beim ersten Ton von Bonds Echo wirbelte das Mädchen herum. Sie bedeckte ihren Körper jedoch nicht mit den zwei klassischen Gesten. Eine Hand flog zwar nach unten, aber die andere verdeckte nicht die Brüste, sondern das Gesicht unterhalb der jetzt angstvoll geweiteten Augen. »Wer ist da?« Es war nur ein ängstliches Flüstern.

Bond stand auf und trat hinter den Büschen hervor. Er blieb am Rand des Grases stehen und hielt ihr seine Hände offen hin, um zu beweisen, daß sie leer waren. Er lächelte sie freundlich an. »Ich bin's nur. Ich bin auch ohne Erlaubnis hier gelandet. Du brauchst keine Angst zu haben.«

Das Mädchen nahm die Hand vom Gesicht und legte sie auf das Messer an ihrem Gürtel. Bond beobachtete, wie ihre Finger den Griff umkrampften. Er sah ihr ins Gesicht. Jetzt erkannte er, warum sie es instinktiv verdeckt hatte. Es war ein faszinierendes Gesicht mit weit auseinanderstehenden tiefblauen Augen unter sonnengebleichten Wimpern. Der Mund war groß mit vollen Lippen. Es war ein ernstes und entschlossenes Gesicht – das Gesicht eines Mädchens, das sich selbst zu schützen versteht. Nur einmal, dachte Bond, hatte sie es nicht geschafft! Denn ihre Nase war gebrochen, breitgeschlagen wie bei einem Boxer. Bond empörte sich innerlich über das, was man diesem ungewöhnlich schönen Mädchen angetan hatte. Kein Wunder, daß sie ihr Gesicht verdeckte und nicht ihre herrlichen, festen Brüste, die sich ihm unverhüllt darboten.

Ihre Augen starrten ihn wild an. »Wer sind Sie? Was haben Sie hier zu suchen?« Die Stimme klang scharf und befehlsgewohnt, mit dem leicht lispelnden Akzent der Jamaikaner.

»Ich bin Engländer und interessiere mich für Vögel.«

»Ach!« Zweifel lag in ihrer Stimme. Ihre Hand hielt immer noch das Messer umklammert. »Wie lange haben Sie mich schon beobachtet? Wie sind Sie überhaupt hierhergekommen?«

»Zehn Minuten vielleicht – aber ich geb' dir keine Antwort mehr, bis du mir gesagt hast, wer *du* bist!«

»Niemand Besonderes! Ich komme von Jamaika. Ich sammle Muscheln.«

»Ich bin in einem Kanu herübergefahren. Du auch?«

»Ja. Wo ist Ihr Boot?«

»Ich habe einen Freund bei mir. Wir haben's in den Mangroven versteckt.«

»Es sind aber keine Spuren da!«

»Wir sind eben vorsichtig und haben sie verwischt.« Bond deutete auf die Felsen. »Du solltest auch vorsichtiger sein! Hast du ein Segel benutzt? Bis zum Riff?«

»Natürlich. Warum sollte ich das nicht? Das mache ich immer so!«

»Dann wissen Sie, daß du hier bist. Sie haben Radar.«

»Die haben mich bisher noch nie erwischt!« Das Mädchen nahm die Hand vom Messer. Sie streifte die Tauchermaske ab und schwang sie in der Hand. Sie schien sich Bond gewachsen zu fühlen. Sie fragte, und ihre Stimme klang nun nicht mehr so scharf: »Wie heißen Sie?«

»Bond. James Bond. Und du?«

Sie dachte kurz nach. »Rider.«

»Und sonst noch?«

»Honeychile.«

Bond lächelte.

»Was ist daran so komisch?«

»Nichts. Honeychile Rider. Das ist ein hübscher Name.«

Sie wurde zugänglicher. »Die Leute nennen mich Honey.«

»Ich freue mich, dich kennenzulernen.«

Diese nichtssagende Phrase schien sie an ihre Nacktheit zu erinnern. Sie wurde rot und sagte unsicher: »Ich muß mich anziehen.« Sie sah auf die um ihre Füße verstreuten Muscheln hinunter. Offensichtlich wollte sie sie aufheben. Vielleicht wurde sie sich aber bewußt, daß das noch aufreizender wirken würde als ihre jetzige Pose. Sie sagte schroff: »Sie rühren mir die Muscheln nicht an, während ich weg bin!«

»Keine Angst«, sagte Bond lächelnd, »ich passe auf sie auf.«

Das Mädchen sah ihn zweifelnd an, drehte sich um und ging steifbeinig auf die Felsen zu, hinter denen sie verschwand. Bond schlenderte ein paar Schritte zum Strand hinunter und hob eine der Muscheln auf. Sie lebte; die beiden Hälften waren fest verschlossen. Es schien eine Art rosafarbener Herzmuschel mit dünnen Dornen auf beiden Seiten zu sein. Bond fand nichts Besonderes an der Muschel. Er legte sie sorgfältig zu den anderen zurück.

Er stand da und sah nachdenklich auf die Muscheln hinunter. Sammelte sie sie wirklich? Es sah ganz danach aus. Aber welches Risiko nahm sie dafür auf sich – die Fahrt allein im Kanu herüber und wieder zurück! Außerdem schien sie ganz genau zu wissen, daß es hier gefährlich war. »Die haben mich bisher noch nie erwischt!« Was für ein ungewöhnliches Mädchen! Bonds Herz schlug schneller, als er an sie dachte. Er hatte ihre gebrochene Nase schon fast vergessen. Sie wurde zugedeckt von der Erinnerung an ihre Augen, ihren Mund und ihren erregend schönen Körper. Ihre gebieterische und angriffslustige Haltung war aufreizend. Wie sie nach ihrem Messer gegriffen hatte, um sich zu verteidigen! Sie kam ihm wie ein Tier vor, dessen Junge in Gefahr sind. Wo lebte sie? Wer waren ihre Eltern? Sie machte irgendwie einen vernachlässigten Eindruck – wie ein Hund, den niemand streicheln will.

Wer war sie?

Bond hörte ihre leisen Schritte hinter sich im Sand. Er drehte sich zu ihr um. Sie war fast in Lumpen gehüllt – ein verblichenes braunes Hemd mit zerrissenen Ärmeln und ein knielanger, geflickter brauner Rock, der von dem Gürtel mit dem Messer gehalten wurde. Über der Schulter trug sie einen Segelruchbeutel. Sie kam auf ihn zu und kniete sich sofort hin, um die Muscheln in ihren Beutel zu packen.

Bond fragte: »Sind die selten?«

Sie setzte sich zurück und sah ihn prüfend an. »Sie versprechen mir, daß Sie's keinem weitererzählen?«

»Ich verspreche es!« sagte Bond.

»Na gut – sie sind selten. Sehr selten sogar. Man kann fünf Dollar für ein fehlerloses Exemplar bekommen. In Miami. Dorthin verkaufe ich. Sie heißen *Venus Elegans* – die elegante Venus.« Ihre Augen funkelten vor Erregung. »Heute morgen habe ich endlich gefunden, was ich wollte. Den Platz, wo sie leben!« Sie machte eine Handbewegung zum Meer hin. »Sie würden ihn doch nicht finden«, fügte sie mit plötzlicher Vorsicht hinzu. »Er liegt sehr tief und versteckt. Ich glaube kaum, daß Sie so tief tauchen können! Außerdem werde ich heute noch die ganze Bank abräumen. Sie würden nur noch die schlechten Exemplare finden, wenn Sie hierher zurückkämen.« Bond lachte. »Ich verspreche, daß ich keine einzige stehlen werde! Ich verstehe wirklich nichts von Muscheln. Ehrenwort!«

Sie stand auf. »Was ist mit Ihren Vögeln? Sind sie auch wertvoll? Ich erzähl's auch keinem weiter, wenn Sie mir's sagen. Ich sammle nur Muscheln.«

»Sie heißen Rosa Löffelreier«, sagte Bond. »Eine Art rosa Storch mit einem flachen Schnabel. Schon mal welche gesehen?«

»Ach die!« meinte sie verächtlich. »Es gab hier Tausende davon. Aber jetzt sind's nur noch wenige. Die haben sie verjagt.« Sie setzte sich wieder in den Sand und legte die Arme um die Knie. Sie war jetzt ganz sicher, daß sie von diesem Mann nichts zu befürchten hatte.

Bond legte sich einen Meter von ihr entfernt in den Sand und stützte sich auf die Ellenbogen. Er wollte unbedingt mehr über dieses sonderbare Mädchen herausbringen.

»Was ist passiert?« fragte er. »Und wer hat die Vögel verjagt?«

Sie zuckte ungeduldig die Achseln. »Die Leute hier! Ich weiß nicht, wer sie sind. Da gibt's einen Chinesen. Er kann Vögel nicht leiden oder so was. Er hat einen Drachen. Und er hat den Drachen auf die Vögel losgelassen und sie verjagt. Der Drache hat ihre Nistplätze verbrannt. Früher haben noch zwei Männer bei den Vögeln gelebt und auf sie aufgepaßt. Sie sind auch weggejagt worden – oder umgebracht oder sonst was Ähnliches.«

Das alles schien für sie ganz selbstverständlich zu sein. Gleichgültig teilte sie ihm die Tatsachen mit, während sie auf das Meer hinausstarrte.

»Dieser Drache«, sagte Bond. »Wie sieht er aus? Hast du ihn schon gesehen?«

»Ja, ich hab' ihn gesehen!« Sie verdrehte die Augen und verzog das Gesicht, als müsse sie eine bittere Pille hinunterschlucken. Sie sah Bond ganz ernst an, damit er ihre Gefühle teilen sollte. »Ich komme schon seit einem Jahr hierher und suche Muscheln. Die da« – sie deutete auf den Strand – »habe ich erst vor ungefähr einem Monat gefunden, bei meiner letzten Fahrt. Als ich kurz vor Weihnachten hier war, wollte ich mir den Fluß näher ansehen. Ich bin ganz hinaufgegangen, wo die Vogelwärter ihr Lager hatten. Es war völlig zerstört. Da es dunkel wurde, entschloß ich mich, dort zu schlafen. Mitten in der Nacht bin ich aufgewacht. Der Drache kam nur ein paar Meter entfernt vorbei. Er hatte zwei große funkelnde Augen und eine lange Schnauze, kurze Flügel und einen spitzen Schwanz. Er war ganz schwarz und golden.« Sie runzelte die Stirn über Bonds ungläubigen Gesichtsausdruck. »Es war Vollmond. Ich konnte ihn ganz genau sehen! Er ging an mir vorbei und machte dabei ein donnerndes Geräusch. Er stapfte durch den Sumpf und kam zu einem Mangrovendickicht, und er stieg einfach über die Büsche und ging weiter. Ein Schwärm von Vögeln flog vor ihm auf – und plötzlich kam Feuer aus seinem Maul und verbrannte eine ganze Menge von ihnen und alle Bäume, auf denen sie schliefen. Es war furchtbar. Es war das Furchtbarste, was ich bisher gesehen habe!«

Das Mädchen beugte sich zur Seite und betrachtete Bonds Gesicht. Dann richtete sie sich wieder auf und starrte eigensinnig auf das Meer hinaus. »Ich sehe, daß Sie mir nicht glauben«, sagte sie ärgerlich. »Sie sind einer aus der Stadt. Sie glauben gar nichts! Bäh!« Sie schauderte vor Abneigung.

Bond sagte einlenkend: »Honey, es gibt in der Welt nun mal keine solchen Dinge wie Drachen. Du hast etwas gesehen, das wie ein Drache aussah. Ich möchte nur wissen, was es war!«

»Woher wollen Sie wissen, daß es keine solchen Dinge wie Drachen gibt?« Jetzt hatte er sie wirklich in Wut gebracht. »Niemand wohnt an diesem Ende der Insel. Also hätte ein Drache hier leicht überleben können. Was wissen Sie denn überhaupt von Tieren? Ich habe schon als Kind mit Schlangen zusammengelebt. Allein! Haben Sie schon mal gesehen, wie die Gottesanbeterin ihren Mann auffrißt, nachdem er sie geliebt hat? Haben Sie schon mal einen Mungo tanzen sehen? Oder einen Tintenfisch? Wie lang ist die Zunge eines Kolibris? Haben Sie jemals eine gezähmte Schlange gehabt, die eine Glocke um den Hals trägt und damit schellt, um Sie aufzuwecken?« Atemlos hielt sie inne und meinte dann niedergeschlagen: »Ach, Sie sind eben auch nur einer aus der Stadt!«

»Hör mal zu, Honey«, sagte Bond. »Du kennst diese Dinge, und ich würde auch gern mehr darüber wissen. Aber ich kann schließlich nichts dafür, daß ich in der Stadt wohne. Mein Leben ist eben anders. Dafür weiß ich über andere Dinge Bescheid. Zum Beispiel ...« Bond überlegte, aber er konnte keine so interessanten Beispiele wie ihre finden und fuhr schließlich ziemlich lahm fort: »Zum Beispiel, daß dieser Chinese sich diesmal mehr für deinen Besuch interessieren wird. Diesmal wird er alles unternehmen, um dich zu fangen.« Er machte eine kurze Pause und fügte hinzu: »Und mich natürlich auch!«

Sie drehte sich um und sah ihn fragend an. »Warum? Aber eigentlich ist das egal. Tagsüber versteckt man sich, und nachts macht man sich davon. Er hat Hunde hinter mir hergeschickt und einmal sogar ein Flugzeug. Erwischt hat er mich aber noch nicht!« Sie betrachtete Bond mit neuem Interesse. »Ist er etwa hinter Ihnen her?«

»Ja«, gab Bond zu. »Ich fürchte schon. Siehst du, wir haben unser Segel etwa zwei Meilen vor der Küste eingezogen, damit uns ihr Radar nicht ausmachen konnte. Ich glaube nämlich, daß dieser Chinese meinen Besuch erwartete. Dein Segel haben sie sicher entdeckt, und ich gehe jede Wette ein, daß er dein Kanu für meines hält. Ich wecke jetzt lieber meinen Freund auf, und wir besprechen dann alles. Er wird dir gefallen. Er ist ein Kaiman-Insulaner und heißt Quarrel.«

»Es tut mir leid, wenn ...« Ihre Entschuldigung blieb unausgesprochen. »Aber schließlich konnte ich das doch nicht wissen, oder?« Sie sah ihn unsicher an.

Bond lächelte und sagte beruhigend:

»Natürlich nicht! Es ist eben Pech – auch für dich. Ich nehme kaum an, daß er sich wegen eines Mädchens, das hier Muscheln sammelt, allzu große Mühe macht. Du kannst sicher sein, daß sie deine Fußspuren genau untersucht haben und dies hier auch« – er zeigte auf die Muschelschalen im Sand. »Ich fürchte allerdings, daß er über mich anders denkt. Er wird alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel einsetzen, um mich zu fangen. Ich habe nur Angst, daß du ihm dabei auch ins Netz gehst! Aber jetzt wollen wir erst hören, was Quarrel dazu zu sagen hat. Du wartest hier!«

Quarrel hatte sich gut versteckt. Bond brauchte fünf Minuten, um ihn zu finden. Er lag in einer grasbedeckten Mulde zwischen zwei Felsen und schlief noch fest. Bond pffte leise. Quarrel schlug die Augen auf und erhob sich mühsam, fast ein bißchen schuldbewußt.

»Morgen, Käptn«, sagte er. »Ich war ziemlich weg. Hab' von dem Chinesenmädchen geträumt.«

Bond grinste. »Ich hab' was anderes aufgegebelt«, sagte er. Sie setzten sich, und Bond berichtete ihm über Honeychile Rider, ihre Muscheln und über die Klemme, in der sie saßen. »Jetzt ist es elf Uhr«, schloß Bond. »Wir müssen einen neuen Plan machen.«

Quarrel kratzte sich am Kopf. Er sah Bond von der Seite her an. »Sie wollen das Mädchen nicht einfach beseitigen?« fragte er hoffnungsvoll. »Hat nichts mit uns zu tun und ...« Er unterbrach sich plötzlich und drehte den Kopf hin und her wie ein Spürhund. Mit einer Handbewegung wies er Bond an, sich still zu verhalten, und lauschte angestrengt.

Bond hielt den Atem an. Von Osten her drang ein kaum hörbares Summen zu ihnen.

Quarrel sprang auf. »Schnell, Käptn«, rief er drängend. »Sie kommen!«

## 9

Zehn Minuten später lag die Bucht völlig verlassen da. Kleine Wellen kräuselten die Wasserfläche hinter dem Riff und verliefen im dunklen Sand, auf dem die rosafarbenen Muscheln wie verstreute Zehennägel glitzerten. Der Haufen weggeworfener Muschelschalen war verschwunden, und auch von den Fußspuren war nichts mehr zu sehen. Quarrel hatte Zweige von den Mangroven abgeschnitten und damit im Rückwärtsgehen alle Spuren verwischt. Das Kanu des Mädchens hatten sie noch tiefer in die Felsen hineingezogen und mit Seetang und Treibholz zugedeckt.

Quarrel war in sein Versteck auf der Landzunge zurückgekehrt. Bond und das

Mädchen lagen im Schutz des Busches, unter dem Bond geschlafen hatte, und starrten schweigend über das Wasser zur Spitze der Landzunge hinaus, um die das Boot kommen mußte. Es war höchstens noch eine Viertelmeile entfernt. Aus dem langsamen Lauf der beiden Dieselmotoren schloß Bond, daß jeder Fußbreit der Küste nach Spuren von ihnen abgesucht wurde. Es schien ein starkes Boot zu sein. Eine große Jacht vielleicht. Wie sah ihre Besatzung aus? Wer führte das Kommando? Dr. No? Unwahrscheinlich. Er würde sich kaum persönlich mit derartigen Polizeiaktionen befassen. Bond sah das Mädchen an. Die Ankunft des Suchkommandos schien sie keineswegs zu beunruhigen. Für sie war es einfach die Fortsetzung des Versteckspiels, das sie schon vorher so erfolgreich gespielt hatte. Bond hoffte nur, daß sie diesmal keinen Schock erlebte.

Das Dröhnen der Dieselmotoren wurde lauter. Das Boot mußte unmittelbar hinter der Landzunge sein. Bond warf einen letzten Blick auf die friedliche Bucht und beobachtete dann die Spitze der Landzunge.

Ein scharfgeschnittener, weißer Bug wurde sichtbar. Dann folgten zehn Meter leeres, poliertes Deck, Windschutzscheiben, ein niedriges Ruderhaus mit einer Sirene und einem kurzen Antennenmast, der Schatten eines Mannes am Steuerrad und schließlich der lange, flache Aufbau des Hinterdecks mit einer schlaff herunterhängenden roten Flagge. War es ein umgebautes Torpedoboot?

Bonds Augen erfaßten die beiden Männer am Heck. Es waren Neger mit heller Haut. Sie trugen saubere Khakihosen und -hemden, breite Gürtel und tief in die Stirn gezogene gelbe Baseball-Mützen. Sie standen dicht nebeneinander und stemmten sich gegen die leichte Dünung. Einer der beiden hielt ein langes, schwarzes Megaphon in der Hand, der andere bediente ein drehbares Maschinengewehr.

Der eine Mann ließ das Megaphon fallen, so daß es an einem Riemen um seinen Hals hin und her pendelte. Er hob ein Fernglas auf und begann damit den Strand abzusuchen. Das leise Gemurmel seiner Bemerkungen drang durch das Summen der Dieselmotoren bis zu Bond.

Bond beobachtete, wie die Linsen des Fernglases zuerst auf die Landzunge gerichtet wurden und dann den Sand abtasteten. Sie verharrten einen Moment bei den Felsen und glitten dann weiter. Dann schwenkten sie wieder zurück. Erregtes Geschnatter. Der Mann hielt das Fernglas dem Maschinengewehrschützen hin, der rasch hindurchsah und es wieder zurückgab. Er rief dem Steuermann etwas zu, und das Boot stoppte seine Fahrt. Es lag jetzt genau Bond und dem Mädchen gegenüber vor dem Riff. Wieder richtete der Mann das Fernglas auf die Felsen, wo das Kanu des Mädchens versteckt lag. Wieder hörte man erregtes Geschnatter, und wieder übernahm der Maschinengewehrschütze das Glas. Diesmal nickte er entschieden.

Bond dachte: Jetzt haben sie uns! Die Kerle verstehen ihr Handwerk.

Er sah, wie der Maschinengewehrschütze den Bolzen zurückzog, um die Waffe zu laden. Der andere Mann hob das Megaphon an den Mund und schaltete es ein. Seine Stimme dröhnte über die Bucht. »He, ihr da drüben! Kommt heraus – und keiner wird verletzt!«

Es war eine gebildete Stimme mit einem leichten amerikanischen Akzent.

»Na, kommt schon!« donnerte die Stimme. »Beeilt euch gefälligst! Wir haben gesehen, wo ihr gelandet seid. Und wir haben das Boot unter dem Treibholz entdeckt. Ihr habt keine Anfänger vor euch, wir sind auch nicht zum Vergnügen hier. Also seid vernünftig. Kommt mit erhobenen Händen heraus. Dann passiert euch nichts!«

Stille senkte sich über die Bucht. Die Wellen plätscherten leise. Bond konnte das Mädchen atmen hören. Die Dieselmotoren liefen unregelmäßig, weil das Auspuffrohr in der Dünung immer wieder ins Wasser tauchte.

Sachte streckte Bond die Hand aus und zog das Mädchen am Ärmel. »Komm näher«, flüsterte er. »Kleineres Ziel.« Er spürte ihre Wärme neben sich. Ihre Wange berührte seinen Unterarm. Er flüsterte: »Grab dich tiefer in den Sand ein. Beweg dich hin und her. Jeder Zentimeter hilft.« Vorsichtig schob er seinen Körper tiefer in die Mulde hinein, die sie für sich ausgescharrt hatten. Er spürte, daß sie das gleiche tat. Er spähte hinaus. Seine Augen waren jetzt nur noch in gleicher Höhe mit dem oberen Rand des Strandes.

Der Mann nahm sein Megaphon wieder auf. Die Stimme dröhnte. »Wie ihr wollt! Nur damit ihr wißt, daß wir nicht zum Spaß hier sind!« Er hob den Daumen. Der Maschinengewehrschütze richtete den Lauf auf die Kronen der Mangroven hinter dem Strand. Dann folgte das schnelle Rattern, das Bond zuletzt im Krieg gehört hatte. Die Geschosse schwirrten mit dem gleichen vertrauten Geräusch eines aufgeschreckten Taubenschwarms über sie weg. Dann wurde es still.

Der Maschinengewehrschütze befühlte den Lauf seiner Waffe, um festzustellen, ob er heiß geworden war. Die beiden Männer sprachen kurz miteinander. Dann dröhnte das Megaphon wieder.

»Na gut!« sagte der Mann hart. »Wir haben euch gewarnt. Jetzt wird's ernst!«

Bond beobachtete, wie die Mündung des Maschinengewehrs herumschwang und sich nach unten neigte. Der Mann wollte mit dem Kanu zwischen den Felsen beginnen. Bond flüsterte dem Mädchen zu: »Es geht los, Honey. Bleib so liegen. Es dauert nicht lange.« Er spürte, wie ihre Hand seinen Arm umklammerte, und dachte: Arme Kleine, sitzt wegen mir in dieser Falle. Er beugte sich nach rechts, um ihren Kopf zu schützen, und preßte sein Gesicht tief in den Sand.

Diesmal war der Lärm fürchterlich. Geschosse heulten durch die Luft. Steinsplitter schwirrten wie Wespen über den Strand. Querschläger spritzten nach allen Seiten auseinander. Und durch alles hindurch drang das gleichmäßige

Hämmern des Maschinengewehrs.

Dann eine kurze Unterbrechung. Neues Magazin, dachte Bond. Jetzt sind wir dran. Er fühlte, wie das Mädchen sich an ihn klammerte und wie ihr ganzer Körper zitterte. Bond umfaßte sie mit einem Arm und preßte sie an sich.

Das Maschinengewehr begann wieder zu rattern. Die Geschosse hüpfen den Strand entlang auf sie zu. Dann folgte ganz dicht neben ihnen eine Reihe von Einschlägen. Der Busch über ihnen wurde zerfetzt. Es war, als ob eine stählerne Peitsche ihn in Stücke risse. Holz und Laub fielen auf sie herunter. Bond merkte an der kühlen Luft, daß sie jetzt deckungslos im Freien lagen. Wurden sie von den Blättern und Zweigen verdeckt? Die Geschosse wanderten weiter den Strand entlang. In weniger als einer Minute war alles vorbei.

Die Stille war quälend. Das Mädchen schluchzte leise. Bond drückte sie beruhigend an sich.

Das Megaphon dröhnte wieder: »Okay, ihr da drüben! Falls ihr noch Ohren habt: wir kommen bald zurück und sammeln ein, was von euch übriggeblieben ist. Und wir bringen die Hunde mit. Bis später!«

Die Dieselmotoren liefen auf vollen Touren, und durch die heruntergefallenen Blätter konnte Bond beobachten, wie sich das Heck des Bootes tiefer ins Wasser drückte, als es nach Westen davonbrauste. Minuten später war es außer Hörweite.

Bond hob vorsichtig den Kopf. Bucht und Strand lagen friedlich und verlassen da. Alles war wie vorher, nur daß es jetzt nach Pulver und gesprengtem Felsen roch. Bond zog das Mädchen auf die Füße. Tränenspurten liefen über ihr Gesicht. Sie sah ihn entsetzt an und sagte ernsthaft: »Das war schrecklich! Warum haben sie das getan? Sie hätten uns ja töten können!«

Bond dachte: Das Mädchen mußte sich bisher zwar ganz allein verteidigen, aber immer nur gegen die Natur. Sie kennt die Welt der Säugetiere, Insekten und Fische und war dort immer die stärkere. Aber es ist eine kleine, von der Sonne, dem Mond und den Jahreszeiten begrenzte Welt. Sie kennt die große Welt nicht mit ihren rauchgeschwängerten Zimmern, mit den Gängen und Wartezimmern der Regierungsstellen, mit dem heimlichen Treffen auf Parkbänken – sie weiß nichts von dem Kampf großer Männer um Macht und Geld.

»Keine Angst, Honey«, sagte er. »Das sind nur ein paar schlechte Kerle, die sich vor uns fürchten. Wir werden schon mit ihnen fertig!« Bond legte den Arm um ihre Schultern. »Und du warst wundervoll. Tapfer wie nur was! Komm, wir wollen nach Quarrel sehen und besprechen, was wir als nächstes tun. Außerdem sollten wir etwas essen. Was ißt du eigentlich, wenn du hierherkommst?«

Sie gingen über den Strand auf die Landzunge zu. Nach einer Weile sagte sie ruhig: »Oh, es gibt hier eine Menge Zeug, das man essen kann. Hauptsächlich

Seeigel. Und dann gibt's noch wilde Bananen und andere Sachen. Aber ich esse und schlafe immer zwei Tage, bevor ich herüberfahre. Ich brauche nichts!«

Bond zog sie noch enger an sich und ließ sie erst los, als Quarrel auftauchte. Er krabbelte zwischen den Felsen herum. Dann blieb er stehen und besah sich etwas am Boden. Sie gingen auf ihn zu. Das Kanu des Mädchens war von den Geschossen fast in zwei Hälften zersägt worden. Das Mädchen stieß einen Schrei aus. Verzweifelt sah sie Bond an. »Mein Boot! Wie soll ich denn jetzt zurückkommen?«

»Regen Sie sich nicht auf, kleines Fräulein!« Quarrel konnte den Verlust eines Kanus besser einschätzen als Bond. Er vermutete, daß es fast das ganze Vermögen des Mädchens war.

»Der Käptn besorgt Ihnen 'n neues. Und Sie fahren mit uns zurück. Wir haben noch 'n Boot in den Mangroven. Es ist ganz. Ich hab' eben nachgeschaut.« Quarrel sah Bond an. Sein Gesicht war jetzt besorgt. »Jetzt sehen Sie selbst, Käptn, was ich Ihnen über die Leute hier erzählt hab'. Die Hunde, von denen sie sprechen – das sind Polizeihunde. Große Biester. Meine Freunde haben mir erzählt, daß es zwanzig sind oder mehr. Wir sollten uns möglichst schnell 'nen Plan zurechtlegen, aber 'nen guten.«

»Du hast recht, Quarrel. Aber zuerst müssen wir was essen. Und ich will verdammt sein, wenn ich mich von der Insel vertreiben lasse, ohne mich hier genau umgeschaut zu haben. Wir nehmen Honey mit uns.« Er wandte sich an das Mädchen. »Ist dir das recht, Honey? Bei uns bist du sicher. Wir segeln dann zusammen nach Hause.«

Das Mädchen sah ihn zweifelnd an. »Ich glaube, mir bleibt gar nichts anderes übrig. Ich würde sehr gern mit euch gehen, wenn ich euch nicht im Weg bin. Ich will auch wirklich nichts zu essen haben. Bringt mich nur möglichst bald weg von hier. Ich will keinem von diesen Kerlen mehr begegnen. Wie lange brauchen Sie, um sich die Vögel anzuschauen?«

Bond sagte ausweichend: »Nicht sehr lange. Ich will nur herausfinden, was mit ihnen passiert ist. Dann verschwinden wir.« Er sah auf seine Uhr. »Es ist jetzt zwölf. Du wartest hier. Du kannst ja baden oder sonstwas, aber lauf nicht herum – wegen der Spuren. Komm, Quarrel, wir müssen unser Boot möglichst unsichtbar machen.«

Es wurde ein Uhr, ehe sie fertig waren. Bond und Quarrel füllten das Kanu mit Steinen und Sand, bis es in einem Tümpel zwischen den Mangroven versank. Dann verwischten sie ihre Spuren. Sie aßen von ihrem Proviant – die Männer hungrig, das Mädchen widerwillig – und stiegen dann über die Felsen hinunter in das seichte Wasser vor der Küste, in dem sie mühsam die dreihundert Meter bis zur Flußmündung wateten.

Es war sehr heiß. Ein unangenehmer warmer Wind blies aus Nordost. An der Flußmündung stießen sie auf eine Sandbank und auf einen langgestreckten, tiefen, abgestandenen Tümpel. Sie konnten entweder naß werden oder sich ausziehen. Bond wandte sich an das Mädchen: »Honey, wir können es uns jetzt nicht leisten, prüde zu sein. Die Hemden lassen wir an wegen der Sonne. Behalte nur an, was sein muß, und geh hinter uns her.« Ohne auf ihre Antwort zu warten, zogen die beiden Männer ihre Hosen aus. Quarrel rollte sie zusammen und packte sie zum Proviant und Bonds Revolver in den Tragbeutel. Sie wateten hintereinander in den Tümpel hinein. Das Wasser reichte Bond bis an die Hüfte.

Der Tümpel verengte sich zu einer schmalen Rinne, über der sich die Wipfel der Mangroven berührten. Eine Zeitlang wateten sie durch diesen kühlen Tunnel, dann verbreiterte sich der Fluß zu einem tiefen Kanal, der sich zwischen den wie riesige Spinnenbeine aussehenden Mangrovenwurzeln dahinschlängelte. Der Grund war schlüpfrig, und bei jedem Schritt sanken ihre Füße zentimetertief in den Schlamm ein. Ab und zu mußten sie stehenbleiben, um Blutegel abzustreifen, ehe sie sich festsaugen konnten.

Als sie sich ein Stück vorn Meer entfernt hatten, begann es nach Sumpfgas zu stinken. Moskitos und Stechmücken umschwirrten sie. Nach einer Weile lichteten sich die Mangroven, und der Fluß trat langsam ins Freie. Das Wasser wurde seichter, der Grund fester. Als sie um eine Biegung kamen, sagte Honey: »Seid jetzt vorsichtig. Von hier ab können wir leichter gesehen werden.«

Sie blieben im Schatten des Mangroventunnels stehen und sahen sich um. Der Fluß verlief in zahllosen Windungen weiter landeinwärts. Seine mit niedrigem Bambus und Büschen bewachsenen Ufer würden ihnen nur noch unzureichende Deckung bieten. Vom westlichen Ufer stieg das Land erst allmählich und dann sehr steil bis zu dem etwa zwei Meilen entfernten zuckerhutartigen Guanoberg an. Am Fuß des Berges standen verstreut einige Wellblechhütten. Eine glänzende Zickzacklinie verlief über die Flanke des Berges hinunter zu den Hütten – ein Förderband, nahm Bond an, um den Guano von der Abbaustelle zu den Verarbeitungsmaschinen zu transportieren. Bond starrte auf den schimmernden Berg aus Vogelmist. Das also war Dr. No's Reich! Bond dachte, daß er nie zuvor eine gottverlassenerere Landschaft gesehen hatte. Eine Strafkolonie konnte nicht trostloser sein.

Quarrels Stimme riß Bond aus seinen Gedanken. »Dort kommt irgendwas, Käptn!«

In einer Staubwolke raste ein schwerer Lastwagen über das abfallende Gelände von den Hütten herunter. Bond schaute ihm nach, bis er zwischen den Mangroven am oberen Ende des Flusses verschwunden war. Er lauschte. Der Wind trug ihnen das Bellen der Hunde zu.

»Sie kommen den Fluß runter Käptn«, sagte Quarrel. »Die wissen genau,

daß wir nur im Fluß raufgehen können, wenn wir noch leben. Die suchen ganz bestimmt den Fluß bis zum Strand nach unseren Überresten ab. Dann kommt wahrscheinlich das Boot und nimmt die Männer und Hunde an Bord. So würde ich's wenigstens machen.«

Honey mischte sich ein: »So machen sie's immer, wenn sie mich suchen. Aber man schneidet sich einfach ein Stück Bambusrohr ab, und wenn sie dann kommen, taucht man unter und atmet durch das Bambusrohr, bis sie weg sind.«

Bond grinste Quarrel an. »Wie wär's, wenn du uns Bambusrohr beschafftest, während ich ein nettes Versteck in den Mangroven suche?«

Quarrel nickte und watete flußaufwärts auf das Bambusdickicht zu. Bond ging in den Mangroventunnel zurück. Er vermied sichtlich, das Mädchen anzusehen. »Es macht gar nichts, wenn Sie mich anschauen«, sagte sie unwillig. »In unserer Situation können wir darauf nicht auch noch achten. Das haben Sie selbst gesagt!«

Bond drehte sich um. Ihr zerrissenes Hemd hing bis auf das Wasser herunter. Darunter konnte er verschwommen ihre Beine erkennen. Sie lächelte ihn an. Er betrachtete sie lange. Dann drehte er sich um und ging flußabwärts.

Sie folgte ihm.

Bond fand, was er suchte – einen schmalen Einschnitt in dem sonst undurchdringlichen Mangrovenwall. »Brich keinen Zweig ab!« sagte er, senkte den Kopf und watete hinein. Die Rinne war etwa zehn Meter lang. Der Schlamm unter ihren Füßen wurde tiefer. Schließlich stießen sie auf eine kompakte Wand aus Wurzeln. Braunes Wasser floß träge durch einen breiten, ruhigen Tümpel. Bond blieb stehen. Das Mädchen kam ganz nah zu ihm. »Das ist ein richtiges Versteckspiel«, sagte sie leise.

»Das kann man wohl sagen!« Bond dachte an seinen Revolver und überlegte, wie gut er nach einem Bad im Fluß noch schießen würde – wie viele Hunde und Männer er erledigen konnte, wenn man sie fand.

Quarrel pff von draußen. Bond antwortete ihm und watete hinaus. Während sie durch den engen Kanal zurückkamen, spritzte Quarrel Wasser auf die Mangrovenwurzeln, die sie vielleicht mit dem Körper gestreift hatten. »Beseitigt unsern Geruch«, erklärte er kurz und begann die mitgebrachten Bambusrohre zu beschneiden. Bond überprüfte seinen Revolver und die Ersatzmunition. Um nicht noch mehr Schlamm aufzuwühlen, standen sie völlig bewegungslos in dem Tümpel.

Sonnenlicht blitzte durch das dichte Blätterdach. Krebse knabberten an ihren Füßen. Die Spannung in der drückenden Stille wurde unerträglich.

Sie empfanden es fast als Erleichterung, als sie das Bellen der Hunde hörten.

## 10

Das Suchkommando bewegte sich sehr schnell flußabwärts. Zwei Männer in Badehosen und hohen Wasserstiefeln mußten rennen, um mit den Hunden Schritt halten zu können. Es waren hochgewachsene Chigroes, die ihre Schulterhalfter quer über der nackten, verschwitzten Brust trugen. Ab und zu riefen sie sich etwas zu. Meist waren es Flüche. Vor ihnen schwamm und sprang ein erregt bellendes Rudel großer Dobermänner. Sie hatten eine Spur aufgenommen und suchten eifrig mit aufgestellten Ohren.

»Vielleicht so 'n verdammtes Krokodil«, schrie der führende Mann durch den Lärm. Er hatte eine kurze Peitsche, mit der er gelegentlich knallte. Der andere Mann watete auf ihn zu. Erregt rief er: »Ich wette, es ist der verdammte Engländer! Der hockt bestimmt irgendwo in den Mangroven. Paß nur auf, daß er uns nicht aus dem Hinterhalt erledigt.« Der Mann zog den Revolver aus dem Halfter, klemmte ihn in die Achselhöhle und behielt die Hand am Kolben.

So näherten sie sich dem Mangroventunnel. Ihre Revolver schußbereit in der Hand, wateten die beiden Männer langsam flußabwärts durch die üppig wuchernden Mangrovenwurzeln. Der Anführer erreichte schließlich den schmalen Einschnitt, den Bond entdeckt hatte. Er packte einen Hund am Halsband und schob ihn in die Rinne hinein. Der Hund paddelte aufgeregt und schnuppernd vor ihm her. Die Augen des Mannes suchten die Mangrovenwurzeln zu beiden Seiten des Kanals nach Kratzern ab.

Der Hund und der Mann gelangten in den eingeschlossenen Tümpel am Ende des Kanals. Angeekelt schaute der Mann sich um, dann faßte er den Hund am Halsband und zog ihn mit sich zurück. Der folgte nur widerwillig, und der Mann schlug mit seiner Peitsche ins Wasser.

Der zweite Mann hatte am Eingang des Seitenkanals gewartet. Der erste Mann kam kopfschüttelnd heraus, und beide wateten weiter flußabwärts.

Langsam entfernte sich das Kläffen und verstummte schließlich ganz.

Fünf Minuten lang regte sich nichts in dem Tümpel. Dann schob sich zwischen den Mangrovenwurzeln ein dünnes Bambusrohr aus dem Wasser. Bonds Gesicht tauchte auf. Der Revolver lag schußbereit in seiner rechten Hand unter Wasser. Er lauschte angestrengt. Totenstille, kein Laut. Oder doch? Was bedeutete das leise Plätschern draußen im Fluß? Watete jemand sehr vorsichtig hinter dem Suchkommando her? Bond berührte leicht die beiden Körper, die rechts und links von ihm zwischen den Wurzeln lagen. Als die Gesichter über dem Wasserspiegel auftauchten, legte er seinen Finger auf die Lippen. Aber zu spät. Quarrel hatte schon gehustet und Wasser ausgespuckt. Bond verzog unwillig das Gesicht und nickte zum Fluß hin. Alle lauschten. Totenstille. Dann setzte das leise Plätschern

wieder ein. Irgend jemand kam in den Seitenkanal. Sie steckten die Bambusrohre in den Mund, und lautlos versanken die drei Köpfe wieder.

Unter Wasser legte Bond den Kopf in den Schlamm, hielt sich mit der linken Hand die Nase zu und nahm das Bambusrohr zwischen die Lippen. Er wußte, daß der Tümpel schon einmal durchsucht worden war, denn er hatte die von dem schwimmenden Hund verursachte Wasserbewegung gespürt. Aber man hatte sie nicht entdeckt. Würden sie noch einmal ungeschoren davorkommen? Diesmal würde der aufgewühlte Schlamm wohl kaum aus dem Tümpel abziehen können. Wenn der neue Mann den dunkleren braunen Fleck sah, würde er dann hineinschießen oder hineinstechen? Welche Waffen hatte er überhaupt? Bond beschloß, kein Risiko einzugehen. Bei der ersten Bewegung in seiner Nähe würde er aufspringen und schießen. Er hoffte nur, daß alles gut ging.

Bond lag völlig konzentriert. Plötzlich zuckte er zusammen. Ein Gummistiefel war auf sein Schienbein getreten und abgerutscht. Würde der Mann das Hindernis für einen Ast halten? Bond durfte nicht damit rechnen. Mit einem mächtigen Satz schnellte er sich nach oben und spuckte das Bambusrohr aus. Undeutlich nahm er eine große Gestalt über sich und einen niedersausenden Gewehrkolben wahr. Den linken Arm riß er zum Schutz des Kopfes hoch, fühlte den brennenden Schlag aber auf seinem Unterarm. Im gleichen Augenblick jedoch stieß seine rechte Hand nach vorn, und als die Mündung seines Revolvers den glänzenden Körper unterhalb der rechten Brustwarze berührte, zog er den Drücker durch.

Der Rückschlag der Explosion brach Bond fast das Handgelenk, aber der Mann – auch ein Chigro – stürzte wie ein gefälltter Baum rückwärts ins Wasser. Bond konnte gerade noch die klaffende Wunde erkennen, ehe er versank. Die Gummistiefel traten noch einmal um sich, und der Kopf tauchte auf. Die Augen waren nach oben verdreht, und Wasser sickerte aus dem aufgerissenen Mund. Dann versank der Kopf wieder. Zurück blieb nur ein langsam größer werdender roter Fleck, der mit der Strömung flußabwärts zog.

Bond schüttelte sich und drehte sich um. Quarrel und das Mädchen standen hinter ihm. Quarrel grinste von einem Ohr zum anderen, aber das Mädchen hatte die Hand gegen den Mund gepreßt und starrte entsetzt auf das rötlich verfärbte Wasser.

»Tut mir leid, Honey«, sagte Bond kurz. »Aber es mußte sein. Er ist fast auf uns getreten. Kommt jetzt, wir müssen weg von hier!« Er packte sie grob am Arm und stieß sie vor sich her. Als sie den offenen Fluß erreicht hatten, blieb er stehen.

Das Gelände vor ihnen war wieder leer. Bond sah auf seine Uhr. Sie war um drei stehengeblieben. Er warf einen Blick auf die Sonne im Westen. Es mochte jetzt etwa vier Uhr sein. Wie weit mußten sie noch laufen? Bond fühlte sich plötzlich erschöpft. Er hatte alles vermasselt. Der Schuß war zwar durch den

Körper des Mannes und durch die Mangroven sicher stark gedämpft worden, aber man würde ihn vermissen, wenn sich die anderen an der Flußmündung versammelten, um – wie Quarrel vermutete – von dem Boot aufgenommen zu werden. Ob sie den Fluß noch einmal heraufkämen, um nach dem fehlenden Mann zu suchen? Wahrscheinlich nicht. Es würde schon dunkel sein, ehe sie mit Sicherheit wußten, daß er verschwunden war. Also würden sie am nächsten Morgen ein Suchkommando losschicken. Die Hunde fänden die Leiche schnell. Und dann?

Das Mädchen zog ihn am Ärmel. Ärgerlich sagte es: »Sie dürften mir endlich sagen, was hier eigentlich gespielt wird. Warum versucht jeder jeden umzubringen? Und wer sind Sie? Ich nehme Ihnen die Geschichte mit den Vögeln nicht mehr ab! Man schleppt keinen Revolver mit sich herum, wenn man hinter Vögeln her ist!«

Bond sah in ihre zornigen, weit auseinanderstehenden Augen. »Tut mir leid, Honey. Ich fürchte, ich hab' dich da in eine ziemlich unangenehme Geschichte verwickelt. Ich werde dir heute abend alles erklären, wenn wir im Lager sind. Ich führe mit diesen Leuten so eine Art Krieg. Sie scheinen mich unbedingt beseitigen zu wollen. Aber im Augenblick bin ich nur daran interessiert, uns alle von der Insel wegzubringen, ohne daß noch jemand verletzt wird. Ich habe genug Beweismaterial gefunden, um bei meinem nächsten Besuch hier den Haupteingang benutzen zu können.«

»Was meinen Sie damit? Sind sie so was wie ein Polizist? Wollen Sie den Chinesen ins Gefängnis bringen?«

»So ungefähr!« Bond lächelte sie an. »Du bist zumindest auf der Seite der Engel. Und jetzt könntest du mir zur Abwechslung mal was sagen. Wie weit ist es noch bis zum Lager?«

»Oh, ungefähr eine Stunde.«

»Ist es ein gutes Versteck? Können sie uns dort leicht finden?«

»Sie müssen über den See oder den Fluß herauf. Solange sie ihren Drachen nicht hinter uns herschicken, ist alles in Ordnung. Der kann durchs Wasser gehen. Ich hab's selber gesehen.«

»Na ja«, meinte Bond diplomatisch, »dann wollen wir hoffen, daß ihm sein Schwanz weh tut oder sonst was fehlt.«

Das Mädchen schnaubte verächtlich. »Schon gut, Herr Alleswisser«, sagte sie wütend. »Warten Sie's nur ab!«

Quarrel kam geräuschvoll planschend aus den Mangroven. Er trug ein Gewehr. Entschuldigend sagte er: »Kann nichts schaden, noch 'ne zweite Kanone zu haben, Käptn. Ich hab' so 'n Gefühl, daß wir sie brauchen können.«

Bond besah sich die Waffe. Ein amerikanischer Armeekarabiner. Die Burschen waren wirklich mit allem ausgerüstet.

Quarrel schien seine Gedanken erraten zu haben. »Das ist 'n schlauer Fuchs, der Doktor!«

»Allerdings!« meinte Bond nachdenklich. »Aber jetzt los! Honey hat gesagt, daß wir noch eine Stunde bis zum Lager brauchen. Haltet euch ans linke Ufer, damit man uns vom Berg aus möglichst nicht sehen kann. Die suchen den Fluß ganz bestimmt mit Feldstechern ab.« Quarrel packte Bonds Revolver wieder in den durchweichten Tragbeutel, und sie marschierten los.

Der Bambus und die Büsche am westlichen Ufer spendeten ihnen zwar weitgehend Schatten, dafür waren sie aber jetzt dem sengenden Wind ausgesetzt. Sie spritzten Wasser über Arme und Gesicht, um die von der Sonne verbrannten Stellen zu kühlen. Bonds Arm schmerzte unerträglich, wo ihn der Gewehrkolben getroffen hatte. Und die Aussicht auf ein Abendessen aus durchweichem Brot, Käse und Pökelfleisch war nicht dazu angetan, seine Laune zu heben. Während er mühsam weitertrötete, dachte er an M's »Urlaub im Sonnenschein«.

Er hätte einiges dafür gegeben, wenn M ihn jetzt mit ihm geteilt hätte.

Der Fluß wurde immer schmaler, bis er nur noch ein Bach zwischen dem Bambusgehölz war. Dann ging er in ein ausgedehntes sumpfiges Gelände über, hinter dem sich der seichte See erstreckte.

Plötzlich blieb Quarrel stehen und starrte auf den sumpfigen Boden vor sich. Zwei riefe, parallel verlaufende Rinnen durchschnitten den Schlick. Dazwischen erkannte man eine weitere, allerdings weniger ausgeprägte Vertiefung. Die Spuren kamen vom Berg und verliefen durch den Sumpf zum See hin. Das Mädchen sagte gleichgültig: »Das hat der Drache gemacht.«

Bond ging langsam die Spuren entlang. Die beiden äußeren waren deutlich eingepreßt und abgerundet. Sie konnten von Rädern stammen, waren aber sehr groß – mindestens einen halben Meter breit. Die mittlere Spur hatte dieselbe Form, war jedoch nur etwa acht Zentimeter breit – ungefähr die Breite eines Autoreifens. Alle Spuren zeigten keinerlei Profilabdruck und schienen ziemlich frisch zu sein. Sie verliefen in einer kerzengeraden Linie, und die Büsche in ihrem Weg waren niedergewalzt, als wäre ein Panzer über sie hinweggerollt.

Bond konnte sich nicht vorstellen, von welcher Art Fahrzeug sie stammten, wenn es überhaupt ein Fahrzeug war. Als das Mädchen ihn anstieß und erregt flüsterte: »Ich hab's Ihnen ja gesagt!«, konnte er nur nachdenklich antworten: »Na ja, Honey, wenn es kein Drache ist, dann ist es irgend etwas, das ich noch nie gesehen habe!«

Die Spuren bogen zum See hin ab und verschwanden im Wasser. Bond hätte sie gern noch weiter verfolgt, aber er durfte unter keinen Umständen die Deckung

verlassen. So setzten sie ihren Weg fort.

Langsam ging die Sonne unter. Endlich deutete das Mädchen durch die Büsche nach vorn, und Bond sah eine langgestreckte sandige Landzunge, die in den See hinausragte. Sie war mit dichten Büschen bewachsen und wirkte als Rastplatz für die Nacht recht einladend. Außerdem war sie auf beiden Seiten durch das Wasser geschützt. Der Wind hatte sich gelegt, und das Wasser lockte. Wie herrlich würde es sein, die schmutzigen Hemden auszuziehen, zu baden und sich nach dem stundenlangen Waten durch Schlamm und Sumpf endlich auf den harten, trockenen Sand legen zu können!

Sie erreichten die Landzunge, marschierten hintereinander auf einem schmalen Pfad hinaus und gelangten zu der Lichtung mit den Überresten der Wächterhütte. Die geheimnisvollen Spuren verliefen vom Wasser her quer durch die Lichtung und über Büsche, als hätte das unbekannte Ding den Platz zertrampeln wollen. Viele Büsche waren verbrannt oder angesengt. Einige Kochtöpfe und leere Konservendosen lagen verstreut um die Überreste einer Feuerstelle. Sie stocherten in den Trümmern herum, und Quarrel grub einige ungeöffnete Dosen mit Schweinefleisch und Bohnen aus. Das Mädchen fand einen zerknitterten Schlafsack. Bond entdeckte eine Geldbörse mit fünf Dollarscheinen, drei jamaikanischen Pfundnoten und einigem Kleingeld. Die beiden Wächter waren wirklich Hals über Kopf davongelaufen.

Dann verließen sie den Platz und gingen bis zu einer kleinen sandigen Lichtung weiter. Durch die Büsche konnten sie von dem etwa zwei Meilen entfernten Berg Lichter herüberblincken sehen. Nach Osten zu erstreckte sich der See, soweit sie sehen konnten.

»Solange wir kein Feuer machen, sind wir hier sicher«, sagte Bond. »Jetzt werden wir uns erst einmal richtig waschen. Honey, dir gehört die Sandbank von hier bis zur Spitze. Wir nehmen die andere Hälfte. Wir essen in einer halben Stunde.«

»Käptn«, meinte Quarrel, »so lang's noch hell genug ist, werde ich erst mal diese Dosen öffnen und alles für die Nacht fertigmachen.« Er kramte in dem Tragbeutel. »Hier – Ihre Hose und Ihr Revolver. Das Brot fühlt sich 'n bißchen komisch an, aber es ist nur naß. Man kann's essen, und vielleicht wird's bis morgen früh trocken. Wir essen heut' abend vielleicht besser die Dosen und heben den Käse und das Pökelfleisch auf. Die Dosen sind schwer, und wir müssen morgen 'n ganzes Stück zu Fuß gehen.«

Bond sagte: »Gut, Quarrel. Ich überlasse dir das Menü.« Er nahm seinen Revolver und die feuchte Hose und ging ein Stück zurück. Dann zog er sein Hemd aus, ließ sich ins Wasser gleiten und legte sich hin. Das Wasser war unangenehm warm. Er nahm eine Handvoll Sand und rieb sich damit ab. Danach lag er ruhig in der Stille und Einsamkeit.

Die Fahrt hat sich gelohnt, dachte er. Jetzt hatte er wenigstens Beweise und Zeugen genug, um den Gouverneur zu einer offiziellen Untersuchung gegen Dr. No zu bewegen. Man schoß schließlich nicht so ohne weiteres mit Maschinengewehren auf Leute, nicht einmal auf ungebetene Gäste. Und dann, was war das für ein Ding, das das Eigentum der Audubon-Gesellschaft niedergewalzt und möglicherweise einen der Wächter getötet hatte? Auch das mußte untersucht werden. Was würde er vorfinden, wenn er ganz offiziell auf die Insel zurückkam, vielleicht auf einem Zerstörer und in Begleitung einer Abteilung Marinesoldaten?

Was hatte Dr. No zu verbergen? Wovor hatte er Angst? Wer war er überhaupt?

Rechts von sich hörte Bond Geplätscher. Und wer war Honeychile Rider? Das wenigstens, so beschloß er, während er aus dem Wasser stieg, würde er noch im Lauf der Nacht herausfinden.

Bond schlüpfte in die feuchte Hose, setzte sich auf den Sand und reinigte seine Waffe. Er lud sie und steckte sie in das Halfter an der Innenseite des Hosenbundes. Dann kehrte er zu der Lichtung zurück.

Honey zog ihn neben sich. »Kommen Sie«, sagte sie, »wir verhungern schon. Für jeden gibt's zwei Handvoll Bohnen und ein Stück Brot. Und ich habe gar keine Gewissensbisse, von Ihrem Proviant zu essen. Schließlich habe ich mich bei Ihnen viel mehr anstrengen müssen, als wenn ich allein gewesen wäre. Hier, halten Sie Ihre Hand auf.«

Ihre Schulter berührte ihn. Bond legte seine Hand offen in ihren Schoß. Sie nahm sie, und er spürte, wie die kalten Bohnen hineingeschüttet wurden.

Plötzlich nahm er ihre sinnliche Wärme wahr. Es war so erregend, daß er sich gegen sie lehnte und eine Sekunde die Augen schloß.

Sie lachte scheu und doch zufrieden auf. Dann sagte sie fast mütterlich: »Hier!« und schob seine volle Hand von sich weg.

## 11

Es mußte etwa acht Uhr sein, schätzte Bond. Bis auf das Quaken der Frösche war es still. Auf der gegenüberliegenden Seite der Lichtung konnte er Quarrel, der das Gewehr auseinandernahm und reinigte, nur schattenhaft erkennen.

Die Luft harte sich abgekühlt. Bonds Kleider waren am Körper getrocknet. Die drei Handvoll Essen hatten ihm gutgetan. Er fühlte sich zufrieden und schläfrig.

Das Mädchen war neben ihm im Schlafsack. Sie lag auf dem Rücken hatte die

Arme im Nacken verschränkt und starrte zu den Sternen empor.

»James«, sagte sie, »Sie haben versprochen, mir zu erzählen, was hier gespielt wird. Fangen Sie schon an. Ich schlafe nicht eher ein!«

Bond lachte. »Wenn du mir dann von dir erzählst. Ich möchte alles über dich wissen.«

»Meinetwegen. Ich habe keine Geheimnisse. Aber zuerst Sie!«

»Na gut.« Bond zog die Knie ans Kinn und umfaßte sie mit den Armen. »Ich bin so eine Art Polizist. Sie schicken mich immer von London aus los, wenn irgendwo in der Welt irgendwas Komisches passiert, um das sich sonst niemand kümmert. Vor einiger Zeit verschwand ein Mann aus dem Stab des Gouverneurs in Kingston. Er hieß Strangways und war einer meiner Freunde. Seine Sekretärin, ein sehr hübsches Mädchen, verschwand ebenfalls. Die meisten Leute glaubten daher, daß die beiden zusammen durchgebrannt seien. Ich nicht!«

Bond erzählte die Geschichte in der vereinfachten Form eines abenteuerlichen Berichtes mit guten und bösen Menschen. Er schloß: »Jetzt handelt es sich für uns nur noch darum, morgen nacht nach Jamaika zurückzufahren, Honey, und dann wird uns der Gouverneur anhören und eine Menge Soldaten hier herüberschicken, um diesen Chinesen zu einer Erklärung zu zwingen. Ich nehme an, daß das für ihn dann Gefängnis bedeutet. Er weiß das wahrscheinlich auch, und deshalb versucht er, uns auszuschalten. Das ist alles. Jetzt bist du an der Reihe.«

»Sie scheinen ja ein sehr aufregendes Leben zu führen«, meinte sie. »Ihrer Frau paßt es bestimmt nicht, wenn Sie so viel unterwegs sind. Hat sie denn gar keine Angst, daß Sie verletzt werden?«

»Ich bin nicht verheiratet. Die einzigen Leute, denen meine Gesundheit Sorgen macht, sitzen bei meiner Versicherungsgesellschaft.«

Sie forschte weiter. »Aber Sie haben doch sicher Freundinnen.«

»Keine festen.«

»Oh.«

Quarrel kam zu ihnen herüber. »Käptn, ich übernehm' die erste Wache, wenn's Ihnen recht ist. Ich bin draußen an der Spitze der Sandbank. Ich weck' Sie gegen Mitternacht. Dann übernehmen Sie bis fünf, und dann verschwinden wir. Wir müssen von hier weg sein, wenn's hell wird!«

»In Ordnung«, sagte Bond. »Weck mich, wenn du irgendwas siehst.«

»Schlafen Sie gut, kleines Fräulein«, sagte Quarrel mit leicht anzüglichem Unterton und verschwand lautlos in der Dunkelheit.

»Ich mag Quarrel«, meinte das Mädchen. Nach einer kurzen Pause fragte sie: »Wollen Sie wirklich was von mir wissen? Es ist aber nicht so aufregend wie Ihre

Geschichte.«

»Natürlich will ich. Und laß nichts aus!«

»Es gibt nichts auszulassen. Was ich über mein Leben zu erzählen habe, hätte auf einer Postkarte Platz. Zunächst, ich bin nie von Jamaika weggekommen. Ich wohne in Beau Desert an der Nordküste.«

Bond lachte auf. »So ein Zufall. Ich auch. Wenigstens augenblicklich. Ich hab' dich aber nie gesehen. Lebst du auf einem Baum?«

»Sie wohnen bestimmt im Strandhaus. Ich bin nie dort gewesen. Ich wohne im Herrenhaus.«

»Aber das ist doch nur noch eine Ruine in den Zuckerrohrfeldern!«

»Ich wohne im Keller, schon seit meinem fünften Lebensjahr. Damals wurde das Haus niedergebrannt; meine Eltern kamen dabei um. Zunächst lebte ich mit meiner schwarzen Nanny zusammen. Sie starb, als ich fünfzehn war. Seit fünf Jahren bin ich ganz allein.«

»Du lieber Himmel!« sagte Bond. »War denn sonst niemand da, der sich um dich gekümmert hat? Haben dir deine Eltern kein Geld hinterlassen?«

»Keinen Penny.« Es war keine Bitterkeit in ihrer Stimme, eher so etwas wie Stolz. »Wissen Sie, die Riders waren eine der alten jamaikanischen Familien. Sie haben die Ländereien von Beau Desert von Cromwell verliehen bekommen. Aber später kam dann der Zuckerpreissturz und ich nehme an, daß der Besitz schlecht verwaltet wurde. Als mein Vater ihn erbt, war alles völlig verschuldet. Und als meine Eltern dann starben, wurde die Plantage verkauft. Mir war das egal. Ich war ja auch viel zu klein. Die Behörden wollten mich zunächst zu Pflegeeltern geben, aber meine Nanny suchte alle Möbel zusammen, die nicht verbrannt waren, und wir richteten uns in den Ruinen ein. Und nach einiger Zeit ließen uns die Leute in Ruhe. Wir hatten genug zum Leben. Nanny nähte und wusch ein bißchen im Dorf und baute Feigen und Bananen und andere Früchte an. Irgendwie hat sie mir auch Schreiben und Lesen beigebracht. Wir harten einen ganzen Stoß alter Bücher gefunden, darunter auch ein Konversationslexikon. Ich fing bei A an, als ich ungefähr acht Jahre alt war. Jetzt bin ich bei T. Ich wette, daß ich über viele Dinge besser Bescheid weiß als Sie!«

»Ganz bestimmt«, gab Bond zu. »Deine Nanny muß großartig gewesen sein.«

»Sie war ein Engel! Als sie starb, habe ich geglaubt, ich müßte auch sterben. Bis dahin war ich ein Kind gewesen. Jetzt mußte ich plötzlich erwachsen sein und alles selber machen. Und dazu waren die Männer hinter mir her und wollten mich lieben.« Sie zögerte. »Damals sah ich noch gut aus.«

»Du bist eines der schönsten Mädchen, das ich je gesehen habe«, sagte Bond ernst.

»Mit der Nase? Reden Sie keinen Blödsinn.«

»Das verstehst du nicht.« Bond suchte nach Worten, die sie glauben würde. »Natürlich kann jeder sehen, daß deine Nase gebrochen ist. Aber ich habe das schon gar nicht mehr bemerkt. Wenn man jemanden anschaut, dann sieht man ihm in die Augen oder auf den Mund. Eine gebrochene Nase bedeutet nicht mehr als ein verwachsenes Ohr. Wenn deine Nase so schön wäre wie alles andere, wärest du das schönste Mädchen Jamaikas!«

»Meinen Sie das wirklich?« Ihre Stimme war drängend. »Glauben Sie, daß ich schön sein könnte? Ich weiß, daß ich sonst ganz gut aussehe, aber wenn ich in den Spiegel schaue, sehe ich immer nur meine gebrochene Nase.«

Bond sagte unwillig: »Hör doch mit dem Unsinn auf! Außerdem kannst du sie durch eine einfache Operation herrichten lassen. Du mußt nach Amerika hinüber, und in einer Woche ist alles in Ordnung.«

»Und wie stellen Sie sich das vor?« fragte sie ärgerlich. »Ich habe ungefähr fünfzehn Pfund unter einem Stein im Keller. Ich habe drei Hemden, drei Röcke, ein Messer und eine Fischreuse. Ich weiß über die Operation Bescheid. Ich habe mich erkundigt. Sie würde mich etwa fünfhundert Pfund kosten.« Hoffnungslos sagte sie: »Wie stellen Sie sich vor, daß ich so viel Geld zusammenbringen soll?«

Bond war sich bereits darüber klargeworden, wie man dieses Problem lösen konnte. Jetzt sagte er nur leise: »Ich glaube, es gibt Möglichkeiten. Aber erzähle weiter. Deine Geschichte ist viel spannender als meine.«

Sie fuhr zögernd fort.

»Wie Sie wissen steht das alte Haus mitten in den Zuckerrohrfeldern. Zweimal im Jahr wird das Rohr geschnitten, und dann geraten die Tiere, die auf den Feldern leben, in Panik. Einige flüchteten dann jedesmal in die Ruinen des Hauses und versteckten sich dort. Meine Nanny hat sich schrecklich vor ihnen gefürchtet, vor den Mungos, Schlangen und Skorpionen, aber ich habe ihnen ein paar Kellerräume eingerichtet. Ich hatte keine Angst vor ihnen, und sie taten mir nichts. Anscheinend verstanden sie, daß ich ihnen helfen wollte. Mit der Zeit wurden wir Freunde, und ich konnte alles mit ihnen machen. Natürlich bemerkten das auch die Erntearbeiter, und weil sie mich mit Schlangen um den Hals herumlaufen sahen, fürchteten sie sich vor mir und ließen uns völlig in Ruhe. Na ja, wir lebten glücklich zusammen, bis ich fünfzehn war und Nanny starb. Dann wurde es schwierig für mich. Da war ein Mann namens Mander. Ein schrecklicher Kerl. Er war der weiße Verwalter des Besitzes und besuchte mich dauernd. Er wollte, daß ich in sein Haus bei Port Maria ziehe. Ich konnte ihn nicht leiden und versteckte mich jedesmal, wenn ich ihn auf seinem Pferd herankommen hörte. Eines Nachts kam er zu Fuß, und so hörte ich ihn nicht. Er war betrunken. Er kam in den Keller und kämpfte mit mir, weil ich nicht tun

wollte, was er von mir verlangte. Wissen Sie, das, was Leute tun, wenn sie sich lieben!«

»Ich verstehe.«

»Ich versuchte, ihn mit meinem Messer zu töten, aber er war sehr stark, und er schlug mich ins Gesicht und brach meine Nase. Er schlug mich, bis ich ohnmächtig wurde. Am nächsten Tag wollte ich mich umbringen, als ich mein Gesicht sah und merkte, was er mit mir gemacht hatte. Ich habe geglaubt, daß ich ein Baby bekomme. Und ich hätte mich umgebracht, wenn ich eines von diesem Kerl bekommen hätte. Aber es passierte nichts. Ich ging zum Doktor, und er behandelte meine Nase, so gut er konnte, ohne was dafür zu verlangen. Mander kam nicht mehr. Und ich unternahm nichts bis zur nächsten Zuckerernte. Aber ich hatte schon einen Plan. Ich wartete, bis die Schwarzen Witwen – das sind diese großen Spinnen – im Keller Zuflucht suchten. Ich fing das größte Weibchen und sperrte es ohne Futter in eine Schachtel. Die Weibchen sind die schlimmsten. Dann wartete ich eine ganz dunkle Nacht ab, nahm die Schachtel mit der Spinne und lief zu Manders Haus. Ich versteckte mich im Garten und beobachtete, wie er ins Bett ging. Dann kletterte ich auf seinen Balkon, und als ich ihn schnarchen hörte, schlich ich mich durchs Fenster in sein Zimmer. Er lag ganz nackt unter dem Moskitonetz. Ich hob einen Zipfel hoch, öffnete meine Schachtel und schüttelte die Spinne auf seinen Bauch. Dann ging ich heim.«

»Du lieber Gott!« Bond war erschlagen. »Und was geschah dann?«

Fröhlich sagte sie: »Es dauerte eine ganze Woche, bis er endlich starb. Es muß furchtbar weh getan haben.« Sie schwieg.

Als Bond nichts sagte, fragte sie ängstlich: »Meinen Sie, daß das falsch von mir war?«

»Ich würde es nicht zur Gewohnheit werden lassen«, meinte Bond zurückhaltend. »Und danach?«

»Na ja, ich lebte weiter wie bisher.« Ihre Stimme war wieder ganz sachlich. »Ich mußte genügend Essen beschaffen, und natürlich wollte ich unter allen Umständen Geld zusammenbringen, um meine Nase wieder herrichten zu lassen.«

»Und womit hast du Geld verdient?«

»Das Konversationslexikon brachte mich darauf. Ich habe dort gelesen, daß es Leute gibt, die Muscheln sammeln. Und daß man die seltenen gut verkaufen kann. Ich habe mich mit dem Lehrer unterhalten, und er fand heraus, daß es in Amerika eine Zeitschrift für Muschelsammler gibt. Ich hatte gerade Geld genug, um sie zu abonnieren, und dann begann ich mich nach den Muscheln umzusehen, die die Leute in den Anzeigen suchten. Ich schrieb an einen Händler in Miami, und er fing an, von mir zu kaufen. Es war aufregend. Ich mache das erst seit

etwa einem Jahr, aber ich habe schon fünfzehn Pfund gespart. Ich hatte mir ausgerechnet, daß ich im Jahr mindestens fünfzig Pfund verdienen kann, wenn ich Glück habe. Dann könnte ich in zehn Jahren nach Amerika fahren und mich operieren lassen. Und dann«, sie lachte fröhlich auf, »dann hatte ich tolles Glück. Ich fuhr nach Crab Key herüber und fand diese rosaroten Muscheln. Sie sahen nicht sehr aufregend aus, aber ich schickte zwei nach Miami. Der Mann schrieb sofort zurück, daß er mir jedes fehlerlose Exemplar für fünf Dollar abkaufen würde. Jetzt kann ich das Geld vielleicht schon in fünf Jahren zusammenbringen. Deswegen war ich auch so mißtrauisch, als ich Sie am Strand fand. Ich dachte, Sie wollten meine Muscheln stehlen.«

»Du hast mir einen ganz schönen Schrecken eingejagt. Ich habe dich für die Freundin von Dr. No gehalten.«

»Vielen Dank!«

»Und was willst du nach der Operation tun? Du kannst schließlich nicht dein ganzes Leben allein in einem Keller verbringen.«

»Ich habe mir gedacht, daß ich Call-Girl werden könnte.« Sie sagte das so selbstverständlich wie »Kindermädchen« oder »Sekretärin«.

»Aha, und was stellst du dir darunter vor?« Vielleicht hatte sie den Ausdruck irgendwo gehört, ohne ihn richtig zu verstehen.

»Ein Mädchen, das eine wunderschöne Wohnung und hübsche Kleider hat. Sie wissen genau, was ich meine!« sagte sie unwillig. »Die Leute rufen sie an und lieben sie und zahlen dann dafür. In New York bekommen sie jedesmal hundert Dollar. Dort will ich auch anfangen. Natürlich werde ich wahrscheinlich zunächst billiger sein müssen«, gab sie zu. »Bis ich alles richtig gelernt habe. Wieviel zahlen Sie für Anfängerinnen?«

Bond lachte. »Keine Ahnung. Es ist schon ziemlich lange her, daß ich mit einer zu tun hatte.«

Sie seufzte. »Ja, ich glaube, Sie können so viele Frauen umsonst haben, wie Sie wollen. Ich nehme an, daß nur die häßlichen Männer zahlen. Aber daran kann man nichts ändern. Jede Arbeit in den großen Städten hat ihre unangenehmen Seiten. Aber als Call-Girl kann man wenigstens viel Geld verdienen. Später gehe ich nach Jamaika zurück und kaufe Beau Desert. Ich werde dann reich genug sein, um einen netten Mann zu finden und mit ihm einige Kinder zu haben. Ich habe mir schon ausgerechnet, daß ich mit dreißig Jahren wieder in Jamaika sein könnte. Wäre das nicht herrlich?«

»Der letzte Teil des Plans gefällt mir. Der erste weniger. Wo hast du übrigens dein Wissen über die Call-Girls her. Etwa aus dem Konversationslexikon unter C?«

»Natürlich nicht. Der *Gleaner* hat vor zwei Jahren ganz groß über einen Fall

in New York berichtet. Außerdem gibt's in Kingston Tausende solcher Mädchen, aber sie sind natürlich nicht so gut. Sie bekommen nur fünf Shilling und müssen im Freien arbeiten, weil sie keine Wohnung haben. Meine Nanny hat mir von ihnen erzählt und mir gesagt, daß ich nicht wie sie werden dürfe, sonst würde ich sehr unglücklich. Na ja, bei fünf Shilling kann ich das verstehen, aber für hundert Dollar ...«

»Ich glaube kaum, daß dir das Spaß machen würde, Honey!« sagte Bond entschieden. »Aber weißt du, mit deinem Wissen über Tiere und Insekten könntest du als Pflegerin eine herrliche Arbeit in einem amerikanischen Tiergarten bekommen. Oder wie war's mit dem Jamaika-Institut? Das würde dir sicher viel besser gefallen. Und dort könntest du auch einen netten Mann finden. Du darfst nicht mehr daran denken, ein Call-Girl zu werden! Du hast einen herrlichen Körper. Du mußt ihn für die Männer aufheben, die du wirklich liebst.«

»Das sagen die Leute in den Büchern auch immer«, meinte sie zweifelnd. »Das Schlimme ist nur, daß es in Beau Desert keine Männer gibt, die man lieben kann.« Sie sagte scheu: »Sie sind der erste Engländer, den ich kennengelernt habe. Ich habe Sie gleich gern gehabt. Und es macht mir nichts aus, Ihnen das alles zu erzählen.«

»Du bist ein wundervolles Mädchen, Honey. Ich habe das sofort gemerkt, als ich dich zum erstenmal sah.«

»Als Sie mich von hinten sahen, meinten Sie.« Ihre Stimme klang schläfrig, aber voller Zufriedenheit.

Bond lachte wieder. »Es war ein unvergeßlicher Anblick. Aber die Vorderseite war nicht weniger schön. Und jetzt ist Zeit zum Schlafen, Honey. Wir können uns noch lange genug unterhalten, wenn wir wieder in Jamaika sind.«

»Bestimmt?« fragte sie schläfrig. »Ehrenwort?«

»Ehrenwort.«

Sie seufzte wie ein Kind, ehe es einschläft.

Es war nun völlig still. Langsam wurde es kalt. Bond legte den Kopf auf die hochgezogenen Knie und dachte über das seltsame Mädchen nach. Sein Auftrag würde für ihn nicht eher beendet sein, bis er ihre Probleme gelöst hatte. Das wußte er genau. Das mit der Operation konnte er regeln und mit Hilfe seiner Freunde eine passende Arbeit und ein nettes Zuhause für sie finden. Das Geld dafür hatte er. Er würde ihr Kleider kaufen und sie in die große Welt einführen. Aber wie stand es mit seinem Verlangen nach ihr? Man konnte doch kein Kind lieben. Aber war sie ein Kind? Sie hatte überhaupt nichts Kindliches an sich. Sie war erwachsen und auf ihre Weise intelligent. Außerdem konnte sie weitaus besser für sich sorgen als alle zwanzigjährigen Mädchen, die Bond bisher

kennengelernt hatte.

Er wurde in seinen Gedanken durch ein Zupfen am Ärmel unterbrochen. Die leise Stimme sagte: »Warum schlafen Sie nicht? Frieren Sie?«

»Nein, alles in Ordnung.«

»Im Schlafsack ist es schön warm. Wollen Sie hereinkommen? Platz ist genug.«

»Nein, danke, Honey. Es geht schon.«

Nach einer Weile flüsterte sie:

»Wenn Sie denken ... Ich meine – Sie müssen mich nicht lieben ... Wir könnten Bauch an Rücken schlafen, wissen Sie, wie Löffel.«

»Honey, du mußt jetzt schlafen. Es wäre sehr schön, aber nicht heute nacht. Außerdem muß ich Quarrel bald ablösen.«

»Schon recht.« Ihre Stimme klang unwillig. »Vielleicht, wenn wir wieder in Jamaika sind.«

»Vielleicht.«

»Ich schlafe nicht eher, bis Sie es mir versprochen haben.«

Bond sagte verzweifelt: »Natürlich verspreche ich es. Und jetzt schlafe, Honeychile.«

Die Stimme flüsterte triumphierend: »Jetzt schuldest du mir eine Nacht. Du hast es versprochen. Gute Nacht, James, Liebling!«

»Gute Nacht, Honey.«

## 12

Bond fühlte sich heftig an der Schulter gerüttelt. Er war sofort auf den Beinen.

Quarrel flüsterte erregt: »Irgendwas kommt übers Wasser, Käptn! Es muß der Drache sein!«

Das Mädchen wachte auf und fragte ängstlich: »Was ist los?«

»Bleib hier, Honey?« sagte Bond. »Beweg dich nicht! Ich bin gleich wieder zurück.« Er bahnte sich einen Weg durch die Büsche und rannte neben Quarrel über den Sand bis zur Spitze der Landzunge. Im Schutz der letzten Büsche blieben sie stehen. Bond bog die Zweige auseinander und spähte hinaus.

Was war das da draußen? Eine halbe Meile entfernt erkannte er ein formloses Ding mit zwei lebenden gelben Augen mit schwarzen Pupillen. Dazwischen, wo das Maul sein mußte, zuckte eine etwa einen Meter lange blaue Flamme. Ein

kuppelartiger Kopf ragte über zwei kurze, fledermausähnliche Schwingen empor. Das Ding gab ein klagendes Geheul von sich, das ein anderes übertönte, ein tiefes gleichmäßiges Dröhnen. Es bewegte sich mit einer Geschwindigkeit von fast fünfzehn Kilometern auf sie zu, wobei es eine schäumende Welle vor sich aufwarf.

Quarrel flüsterte: »Lieber Gott, Käptn! Was ist das für 'n furchtbares Ding?«

Bond sagte kurz: »Das weiß ich nicht genau. Irgendeine Art Traktor, den man hergerichtet hat, um die Leute damit zu erschrecken. Er fährt mit einer Dieselmachine, also vergiß den Drachen.« Bond sprach halb zu sich selbst: »Davonrennen hat keinen Sinn. Das Ding ist zu schnell für uns, und wir wissen, daß es über Mangroven und durch Sumpf fahren kann. Wir müssen es hier bekämpfen. Was sind seine schwachen Punkte? Die Fahrer. Natürlich sind sie geschützt. Wir wissen nicht, wie gut. Quarrel, du nimmst die Kuppel unter Beschuß, wenn es noch zweihundert Meter entfernt ist. Ziele genau und schieß dann weiter. Ich befasse mich mit den Scheinwerfern, wenn es bis auf fünfzig Meter herangekommen ist. Es muß auf riesigen Reifen fahren, wahrscheinlich Flugzeugreifen. Auch darum werde ich mich kümmern. Bleib du hier. Ich gehe zehn Meter zurück. Okay, Quarrel?« Bond drückte die breite Schulter. »Und denke nicht an Drachen. Das ist nur eine von Dr. No's Erfindungen. Wir töten die Fahrer und schnappen uns das Ding, und dann fahren wir drei damit an die Küste zurück. Schont unsere Schuhsohlen. Was?«

Quarrel lachte kurz auf. »Okay, Käptn. Wenn Sie's sagen. Ich hoffe bloß, das Ding weiß auch, daß es kein Drache ist.«

Bond rannte auf dem Sand zurück. Dann rief er leise: »Honey!«

»Ja, James.« Ihre Stimme klang erleichtert.

»Grabe ein Loch in den Sand wie am Strand unten. Hinter den dicksten Wurzeln. Und lege dich dann hinein. Es gibt vielleicht eine Schießerei. Hab keine Angst. Ich bin in deiner Nähe.«

»Ja, James. Sei vorsichtig!« Ihre Angst war unüberhörbar.

Bond ließ sich auf einem Knie im Sand nieder und spähte durch die Büsche.

Jetzt war das Ding nur noch etwa dreihundert Meter entfernt. Seine gelben Scheinwerfer erfaßten die Sandbank. Immer noch zuckten blaue Flammen aus seinem Maul. Sie kamen aus einem langen Rohr, das man als Drachenmaul verkleidet hatte. Ein Flammenwerfer! Das würde die verbrannten Büsche und die Geschichte des einen Vogelwärters erklären. Was für eine Reichweite hatte er?

Bond mußte sich eingestehen, daß das Ding furchterregend aussah. Auf Eingeborene mußte es geradezu verheerend wirken. Aber wie verwundbar war es, wenn es auf Leute mit Gewehren stieß, die sich nicht einschüchtern ließen?

Er bekam die Antwort sofort. Quarrels Gewehr donnerte los. Ein Funke sprühte an der kuppelartigen Fahrerkabine auf, und es gab ein dumpfes Scheppern. Quarrel feuerte noch einen einzelnen Schuß ab, dann eine ganze Salve. Die Kugeln schlugen wirkungslos gegen die Kabine. Nicht einmal die Geschwindigkeit veränderte sich. Das Ding rollte weiter und steuerte auf den Schützen zu. Bond legte die Smith & Wesson auf seinen Unterarm auf und zielte sorgfältig. Das tiefe Aufbellen seines Revolvers übertonte das Knallen des Gewehres. Einer der Scheinwerfer zersplitterte und erlosch. Er feuerte viermal auf den anderen und erwischte ihn mit dem fünften und letzten Schuß in der Trommel. Aber das Ding machte sich nichts daraus. Es rollte schnurgerade auf Quarrels Versteck zu. Bond lud und schoß auf die riesigen Reifen. Die Entfernung betrug nur noch dreißig Meter, und er hätte schwören können, daß er das ihm nächste Rad mehrmals getroffen hatte. Keine Wirkung. Vollgummi? Er lud erneut. War das verdammte Ding vielleicht von hinten verwundbar? Sollte er in den See hinausrennen und aufzuspringen versuchen? Er machte einen Schritt nach vorn und blieb dann erstarrt stehen.

Plötzlich war aus dem züngelnden Rohr ein blaugelber Flammenpfeil auf Quarrels Versteck zugeschossen. Die Büsche rechts von Bond gingen in einer gelbroten Feuerwolke auf, aus der ein unmenschlicher Schrei gellte. Die tödliche Flamme zog sich in das Rohr zurück. Das Ding drehte sich auf seiner Achse und blieb stehen. Jetzt war die blaue Öffnung des Rohres genau auf Bond gerichtet.

Bond erwartete sein gräßliches Ende. Gleich würde auch er wie eine Fackel auflodern. Dann wäre Honey an der Reihe. Himmel, in was hatte er sie da hineingeführt! Warum war er auch so verrückt gewesen, gegen diesen Mann mit seinen verheerenden Waffen vorzugehen? Warum hatte er sich nicht durch die Ereignisse in Jamaika warnen lassen? Bond biß die Zähne zusammen. Macht schon, ihr Hunde!

Ein Lautsprecher dröhnte auf. Eine metallische Stimme rief: »Komm raus, Engländer. Die Puppe auch. Schnell, oder wir rösten euch wie euren Freund!« Der Flammenpfeil schoß kurz auf ihn zu, um dem Befehl Nachdruck zu verleihen. Bond wich vor der sengenden Hitze zurück. Er spürte den Körper des Mädchens in seinem Rücken. Sie flüsterte hysterisch: »Ich mußte kommen. Ich mußte einfach kommen.«

»Schon gut, Honey«, sagte Bond. »Bleib hinter mir.«

Er hatte sich entschieden. Es gab keinen anderen Weg. Selbst wenn der Tod später unausweichlich kommen mußte, er konnte nicht schlimmer sein als dies. Bond nahm das Mädchen bei der Hand und zog sie hinter sich her.

Die Stimme rief: »Bleibt dort stehen. Und laß die Spritzpistole fallen. Keine Dummheiten, oder die Krabben bekommen heute ein warmes Frühstück!«

Bond ließ seinen Revolver fallen. Das Mädchen schluchzte leise. Bond drückte ihre Hand. »Sei tapfer, Honey«, sagte er. »Wir hauen uns schon irgendwie da heraus!« Er verachtete sich selber für diese Lüge.

Eine eiserne Tür schlug scheppernd auf. Ein Mann sprang von der Kuppel ins Wasser und kam auf sie zu. Er hatte einen Revolver in der Hand und hielt sich außerhalb der Schußlinie des Flammenwerfers. Die zuckende blaue Flamme beleuchtete sein schweißüberströmtes Gesicht. Es war ein Chigro, ein großer Mann, nur mit einer Hose bekleidet. Etwas baumelte in seiner linken Hand. Als er näher kam, erkannte Bond, daß es Handschellen waren. Der Mann blieb einige Meter vor ihnen stehen. »Streckt die Hände aus. Gelenke zusammen. Und dann her zu mir. Du zuerst, Engländer. Aber langsam, sonst hast du noch 'n Nabel im Bauch.«

Sobald Bond in Reichweite war, nahm der Mann seinen Revolver in den Mund und ließ die Handschellen um Bonds Handgelenke zuschnappen. Er hatte ein brutales, heimtückisches Gesicht.

Bond drehte dem Mann den Rücken zu und ging von ihm weg. Er wollte von Quarrel Abschied nehmen. Der Revolver ballerte los, und eine Kugel ließ den Sand vor Bonds Füßen aufspritzen. Er hielt inne und drehte sich langsam um. »Bloß nicht nervös werden«, sagte er. »Ich will mir nur den Mann anschauen, den ihr umgebracht habt. Ich komme schon zurück.«

Der Chigro ließ den Revolver sinken. Er lachte grob. »Meinetwegen. Viel Vergnügen. Schade, daß wir keinen Kranz haben. Komm aber schnell zurück, sonst braten wir die Puppe. Zwei Minuten.«

Bond ging auf die verbrannten Büsche zu, und es wurde ihm fast übel. Das war schlimmer, als er es sich vorgestellt hatte. Leise sagte er: »Es tut mir leid, Quarrel«, scharfte mit seinen gefesselten Händen etwas kühlen Sand zusammen und streute ihn über die verbrannten Überreste. Dann ging er langsam zurück und stellte sich neben das Mädchen.

Der Mann trieb sie mit seinem Revolver zu dem Fahrzeug. Auf der Rückseite war ein schmaler, viereckiger Einstieg. Eine Stimme rief von innen: »Kommt rein und setzt euch auf den Boden. Faßt nichts an, wenn ihr keine gebrochenen Finger haben wollt.«

Sie kletterten in die eiserne Kabine. Es stank nach Schweiß und Öl und war so eng, daß sie nur mit angezogenen Knien sitzen konnten. Der Mann mit dem Revolver schlug die Tür zu, schaltete ein Licht ein und ließ sich neben dem Fahrer auf einen eisernen Sitz fallen. »Okay, Sam«, sagte er. »Fahr zu.«

Der Fahrer beugte sich vor und drückte am Armaturenbrett einige Hebel nach unten. Er legte einen Gang ein und spähte durch einen schmalen Schlitz in der Eisenplatte hinaus. Bond spürte, wie das Fahrzeug wendete.

Das Mädchen drückte sich an ihn. »Wo bringen sie uns hin?« flüsterte es zitternd.

Bond zuckte mit gespielter Gleichgültigkeit die Achseln. »Ich nehme an, wir besuchen Dr. No«, sagte er. »Hab keine Angst, Honey. Diese beiden Männer sind nur kleine Gangster. Dr. No ist anders. Wenn wir bei ihm sind, sagst du nichts. Ich spreche für uns beide.«

»Ich will versuchen tapfer zu sein«, flüsterte sie. »Solange du bei mir bist, habe ich keine Angst.«

Bond hob die gefesselten Hände dicht vor die Augen und sah sich die Handschellen genau an. Es waren amerikanische Polizeimodelle. Er preßte die Linke zusammen und versuchte, sie durch den Stahlring zu ziehen. Hoffnungslos.

Die beiden Männer saßen auf ihren eisernen Sitzen und wandten ihnen gleichzeitig den Rücken zu. Sie wußten, daß sie nichts zu befürchten hatten. Bond konnte weder aufstehen noch mit genügender Wucht zuschlagen, um sie ernstlich zu verletzen. Er fand es beunruhigend, daß sie sich nicht um ihn kümmerten, daß sie ihn völlig in ihrer Gewalt wußten. Die beiden verstanden ihr Handwerk. Sie waren Experten. Sie sprachen nicht miteinander; sie führten einfach die ihnen aufgetragene Arbeit aus.

Bond hatte noch immer keine klare Vorstellung von dem Fahrzeug. Unter der Verkleidung verbarg sich eine Art Traktor. Die Räder mit den riesigen, glatten Gummireifen waren fast doppelt so groß wie er. Einen Markennamen hatte er auf den Reifen nicht erkennen können, aber sie waren mit Sicherheit entweder aus Vollgummi oder mit Schaumgummi gefüllt. Am hinteren Ende hatte er ein kleineres Rad gesehen. Für die Insel war dies offensichtlich das einzige geeignete Fahrzeug. Mit seinen riesigen Rädern konnte es über die Mangrovenwurzeln, durch sumpfiges Gelände und durch den seichten See fahren. Bond war beeindruckt. Fachliches Können beeindruckte ihn immer. Und Dr. No war ganz offensichtlich ein Fachmann. Bond würde ihn bald kennenlernen. Bald würde er Dr. No's Geheimnissen gegenüberstehen. Und dann? Bond verzog das Gesicht zu einem grimmigen Grinsen. Ohne Zweifel würde man ihn umbringen, wenn er nicht fliehen oder sich nicht herausreden konnte. Und das Mädchen? Sie würde den Rest ihres Lebens mit einem der Männer oder Dr. No verbringen müssen, wenn sie ihm gefiel.

Heftiges Schütteln riß Bond aus seinen Gedanken. Sie hatten den See durchquert und fuhren nun den ansteigenden Weg zu den Hütten hinauf. Graues Licht drang durch die Schlitze in der Panzerung herein. Der Fahrer beugte sich zum Armaturenbrett vor. Eine Polizeisirene heulte kurz auf. Gleich danach blieb das Fahrzeug stehen. Der Mann drückte einen Hebel herunter und griff zu einem Mikrophon, das an einem Haken neben ihm hing. Er sprach hinein, und Bond

konnte von außen die widerhallende Stimme des Lautsprechers hören.

»Alles in Ordnung. Wir haben den Engländer und das Mädchen. Der andere Mann ist tot. Macht auf.«

Bond hörte, wie ein Tor auf eisernen Rollen zur Seite geschoben wurde. Der Fahrer ließ die Kupplung los, und sie rollten einige Meter vorwärts. Dann hielten sie an. Der Mann schaltete den Motor aus. Als die Luke von außen geöffnet wurde, gab es einen scheppernden Laut. Frische Luft und grelles Licht strömten in die Kabine. Bond wurde grob auf den Zementboden herausgezerrt und spürte den Stoß einer Pistole in seiner Seite. Eine Stimme sagte: »Bleib, wo du bist. Keine Dummheiten.« Bond sah den Mann an. Gelbe Augen starrten ihn neugierig an. Bond wandte sich gleichgültig ab. Ein anderer Mann stieß das Mädchen mit einem Revolver vor sich her. Bond sagte scharf: »Laß das Mädchen in Ruhe!« und stellte sich neben sie. Die beiden Männer waren verblüfft. Unschlüssig standen sie da. Bond sah sich um. Sie waren in einer der Wellblechhütten, die sie vom Fluß aus gesehen hatten. Es war eine Garage und Werkstätte, in der es nach Öl und Auspuffgas roch. Der Fahrer und sein Kollege untersuchten das Fahrzeug. Einer der Wächter sagte: »Wir haben die Meldung schon weitergegeben. Wir sollen sie beide reinschicken. Alles in Ordnung?«

Der Beifahrer, der eine Art Anführer zu sein schien, meinte: »Natürlich, 'n bißchen Schießerei. Die Scheinwerfer sind hin. Vielleicht auch 'n paar Löcher in den Reifen. Trommle alle zusammen – Generalüberholung! Ich bring' die beiden rein und hau' mich dann in die Falle.« Er wandte sich Bond zu. »Los, rühr dich.«

»Rühr dich selber«, sagte Bond. »Und sag diesen Affen da, sie sollen nicht dauernd mit ihren Kanonen auf uns zeigen. Sie könnten aus Versehen abdrücken. Dumm genug sehen Sie ja aus.«

Der Mann kam näher. Die drei anderen folgten ihm. Alle sahen Bond haßerfüllt an. Der Anführer hob die geballte Faust und hielt sie Bond unter die Nase, nahm sich aber gewaltsam zusammen und sagte: »Jetzt hör mal zu, Kleiner. Manchmal dürfen wir am Ende den Spaß mitmachen. Ich hoffe nur, diesmal auch. Einmal haben wir uns 'ne ganze Woche vergnügt. Aber wenn ich euch in die Finger kriege ...« Er unterbrach sich. Seine Augen funkelten vor Grausamkeit. Er sah das Mädchen an, wischte sich die Hände an der Hose ab und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Dann drehte er sich zu den drei anderen Männern um. »Was meint ihr?«

Die drei starrten das Mädchen an und nickten stumm, wie Kinder vor einem Weihnachtsbaum.

Bond hätte am liebsten um sich geschlagen. Mit seinen herausfordernden Worten hatte er nur erreicht, daß Honey sich noch mehr fürchtete. »Schon gut«, sagte er, »schon gut. Ihr seid vier, und wir sind nur zwei und gefesselt. Wir tun

euch nichts. Nur schubst uns nicht zu viel herum. Dr. No hat das vielleicht nicht gern.«

Bei diesem Namen veränderte sich der Gesichtsausdruck der Männer. Drei Augenpaare wanderten von Bond zu dem Anführer, der Bond eine Minute lang mißtrauisch anstarrte, wobei er zu ergründen suchte, wie Bond zu ihrem Chef stand. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, besann sich dann aber anders. Schließlich meinte er lahm: »Gut, gut. Wir haben ja nur Spaß gemacht.« Zur Bekräftigung seiner Worte wandte er sich an die Männer. »Stimmt's?«

»Natürlich. Klar.« Es war ein unschlüssiges Gemurmel. Die Männer sahen weg. Der Anführer sagte rauh: »Hier entlang!« und ging auf die Rückwand der Hütte zu.

Bond faßte das Mädchen am Arm und folgte ihm. Er war beeindruckt, welches Gewicht Dr. No's Name hatte. Das war etwas, das man sich für andere Gelegenheiten merken mußte.

Der Mann erreichte die rohe Holztür am Ende der Hütte. Ein Klingelknopf war daneben angebracht. Er läutete zweimal und wartete. Die Tür schwang auf und gab den Blick in einen zehn Meter langen, mit Teppichen ausgelegten Felsentunnel frei, an dessen Ende sich eine weitere Tür befand.

Der Mann trat zur Seite. »Geradeaus. Klopft an die Tür. Die Empfangsdame übernimmt euch.« Es lag keine Ironie in seiner Stimme.

Bond führte das Mädchen in den Durchgang. Er hörte, wie sich die Tür hinter ihnen schloß, blieb stehen und sah Honey an. »Wie geht's?« fragte er.

Sie lächelte ängstlich. »Schön, einen Teppich unter den Füßen zu spüren.«

Bond drückte ihren Arm, näherte sich der Tür und klopfte.

Die Tür öffnete sich, und Bond ging hindurch. Mit einem Ruck blieb er stehen. Er spürte nicht einmal, daß das Mädchen heftig gegen ihn stieß. Er stand nur da und schaute sich fassunglos um.

### 13

Es war einer jener Empfangsräume, wie ihn die größten amerikanischen Firmen in ihren New Yorker Wolkenkratzern für die oberste Geschäftsleitung einrichten. Der Boden war mit dicken weinroten Teppichen belegt, Wände und Decke in einem hellen Grau gehalten. Farbproduktionen von Degas' Ballettstudien hingen in Gruppen angeordnet an den Wänden. Beleuchtet wurde der Raum durch hohe moderne Stehlampen mit grünen Seidenschirmen.

Rechts von Bond stand ein breiter Mahagonischreibtisch mit einer Platte

aus grünem Leder, einer dazu passenden Schreibgarnitur und der teuersten Gegensprechanlage, die es gab. Die beiden hohen antiken Stühle davor waren für Besucher bestimmt. Auf der anderen Seite des Raumes befanden sich ein langgestreckter Tisch mit abgenutzten Zeitschriften und zwei weitere Stühle. Auf beiden Tischen standen hohe Vasen mit frisch geschnittenen Hibiskusblüten. Die Luft war angenehm kühl.

Zwei Frauen hielten sich in dem Raum auf. Hinter dem Schreibtisch saß ein chinesisches Mädchen mit einer dicken Hornbrille. Sie hatte ein Formular vor sich liegen und sah den beiden mit dem üblichen stereotypen Lächeln aller Empfangsdamen entgegen – strahlend, hilfreich und neugierig.

Eine ältere, mütterlich wirkende Frau von etwa fünfundvierzig Jahren hielt die Tür auf, durch die sie eingetreten waren, und wartete darauf, daß sie ganz in den Empfangsraum kamen, um die Tür wieder schließen zu können. Auch sie hatte chinesisches Blut.

Beide Frauen – in makelloses Weiß gekleidet – sahen wie Assistentinnen in einem teuren amerikanischen Schönheitssalon aus.

Während Bond dieses Bild in sich aufnahm, begrüßte die Frau an der Tür sie mit den üblichen Phrasen, als seien sie durch ein Unwetter aufgehalten worden und deshalb zu spät zu einer Party gekommen.

»Ihr Ärmsten. Wir wußten wirklich nicht, wann wir Sie erwarten durften. Man hat uns dauernd gesagt, Sie seien schon unterwegs. Zuerst sollte es gestern zum Tee sein, dann zum Abendessen, und vor einer halben Stunde hörten wir, daß Sie erst zum Frühstück hier eintreffen würden. Sie müssen ja richtig verhungert sein. Kommen Sie doch bitte hier herüber und helfen Sie Schwester Rose, Ihre Formulare auszufüllen. Und dann packe ich Sie beide sofort ins Bett. Sie müssen doch entsetzlich müde sein.«

Sie schloß die Tür und führte sie zum Schreibtisch, rückte ihnen die antiken Stühle zurecht und plapperte weiter. »Ich bin Schwester Lily, und das ist Schwester Rose. Sie möchte Ihnen nur ein paar Fragen stellen. Wollen Sie eine Zigarette?« Sie griff nach einem Lederkästchen, öffnete es und stellte es vor Bond auf den Tisch. Es hatte drei Fächer. »Das sind amerikanische, das sind englische und das da türkische.« Sie nahm ein teures Tischfeuerzeug und wartete.

Bond wollte sich mit seinen gefesselten Händen eine türkische Zigarette nehmen.

Schwester Lily stieß einen Laut des Unwillens aus. »Also, wirklich!« Sie schien ehrlich verärgert zu sein. »Schwester Rose, den Schlüssel, schnell. Ich sage doch immer wieder, daß die Patienten niemals so hereingebracht werden sollen!« Ihre Stimme klang aufgebracht. »Dieser Außendienst! Es ist wirklich nötig, ihnen einmal ins Gewissen zu reden.«

Schwester Rose war nicht weniger entrüstet. Hastig kramte sie in einer Schublade und gab Schwester Lily einen Schlüssel, mit dem diese unter viel Gerede die beiden Handschellen aufschloß und sie dann wie schmutzige Verbände hinter dem Schreibtisch in einen Papierkorb fallen ließ.

»Danke.« Da Bond nicht wußte, was er von all dem halten sollte, spielte er das Spiel mit. Er nahm eine Zigarette, zündete sie an und sah zu Honey hinüber, die verwirrt und nervös die Armlehnen ihres Stuhles umklammerte. Bond lächelte ihr beruhigend zu.

»Wenn Sie jetzt so freundlich sein wollten.« Schwester Rose beugte sich über ein langes Formular aus teurem Papier. »Ich werde es so kurz wie möglich machen. Ihren Namen bitte, Mister ...«

»Bryce. John Bryce.«

Sie schrieb eifrig. »Ständige Adresse?«

»Königlich Zoologische Gesellschaft, Regent's Park, London, England.«

»Beruf?«

»Ornithologe.«

»Ach, du liebe Zeit.« Sie lächelte ihn an. »Könnten Sie mir das buchstabieren?«

Bond tat ihr den Gefallen.

»Vielen Dank. Und jetzt – Zweck des Besuches?«

»Vögel«, sagte Bond. »Ich bin auch Vertreter der Audubon-Gesellschaft, New York, die einen Teil der Insel gepachtet hat.«

Bond beobachtete, wie sie Wort für Wort niederschrieb, was er gesagt hatte. Hinter das letzte Wort setzte sie ein Fragezeichen in Klammern.

»Und Ihre Frau?« Schwester Rose lächelte höflich und sah Honey an. »Ist sie auch an Vögeln interessiert?«

»Ja, natürlich.«

»Und ihr Vorname?«

»Honeychile.«

Schwester Rose war entzückt. »Was für ein hübscher Name! Und jetzt noch Ihre nächsten Verwandten, dann sind wir fertig.«

Bond nannte ihr M's wirklichen Namen als nächsten Verwandten. Er bezeichnete ihn als »Onkel« und gab seine Adresse mit »Direktor, Universal Export, Regent's Park, London« an.

Schwester Rose war mit dem Schreiben fertig. »So, das wäre erledigt. Vielen Dank, Mr. Bryce. Ich hoffe, daß Sie Ihren Aufenthalt hier genießen.«

»Ganz sicher.« Bond stand auf. Honey folgte seinem Beispiel. »Und jetzt kommen Sie bitte mit mir«, sagte Schwester Lily und ging auf eine Tür zu. »Ich fürchte, es ist ziemlich weit.« Sie hielt die Tür auf.

Bond nahm das Mädchen bei der Hand, und beide folgten Schwester Lily einen langen Gang entlang, der im gleichen Stil wie der Empfangsraum ausgestattet war. Bond antwortete einsilbig auf Schwester Lilys Bemerkungen. Sein Verstand war völlig mit den ungewöhnlichen Umständen ihres Empfangs beschäftigt. Er war fest überzeugt, daß die beiden Frauen echt waren. Sie waren ganz offensichtlich eine Fassade, eine hervorragende Fassade, die durch die Aufmachung noch echter wirkte. Aus dem, was Schwester Lily gesagt hatte, konnte man schließen, daß sie zu einem Innenstab gehörten, der mit der starkbewaffneten Abteilung draußen gar nichts zu tun hatte und vielleicht gar nicht wußte, was das für Männer waren.

Es ist einfach grotesk, dachte Bond, als sie sich einer Tür am Ende des Ganges näherten, gefährlich grotesk. Aber es hatte keinen Sinn, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

Schwester Uly läutete an der Tür. Man hatte sie schon erwartet. Die Tür ging sofort auf. Ein reizendes chinesisches Mädchen in einem lila-weiß geblühten Kimono sah ihnen lächelnd entgegen und verbeugte sich nach chinesischer Sitte. Schwester Lily rief: »Da sind sie endlich, May! Mr. und Mrs. John Bryce. Sie müssen schrecklich erschöpft sein.« Sie drehte sich zu Bond um. »Das ist May. Sie wird sich um Sie kümmern. Wenn Sie irgend etwas benötigen, brauchen Sie nur nach May zu klingeln. Sie ist bei allen unseren Patienten sehr beliebt.«

Patienten, dachte Bond. Sie hatte dieses Wort nun schon zweimal gebraucht. Er lächelte das Mädchen höflich an. »Guten Tag. Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie uns unsere Zimmer zeigen könnten.«

»Ich hoffe, es gefällt Ihnen, Mr. Bryce.« Ihre Stimme klang tief und angenehm. »Ich habe mir erlaubt, das Frühstück zu bestellen, als ich von Ihrer Ankunft hörte. Wollen wir ...?«

Von der Tür zweigten Gänge nach links und rechts ab. Das Mädchen wandte sich nach rechts. Bond und Honeychile folgten ihr. Schwester Lily bildete die Nachhut.

Am Ende des Ganges – er war in rosa gehalten und mit einem taubengrauen Teppich ausgelegt – stießen sie auf zwei nebeneinanderliegende Türen mit den Nummern 14 und 15. May öffnete die von Nummer 14, und sie traten ein.

Es war ein entzückendes Doppelzimmer im modernen amerikanischen Stil mit dunkelgrünen Wänden, einem dunklen Mahagonifußboden, auf dem dicke weiße Brücken lagen, und chintzbezogenen Bambusmöbeln. Eine Tür führte in einen männlicher ausgestatteten Ankleideraum, eine andere in ein luxuriöses

Badezimmer mit einer in den Boden eingelassenen Badewanne.

Man konnte sich in ein Appartement des teuersten Hotels in Florida versetzt fühlen – bis auf zwei Kleinigkeiten, die Bond sofort bemerkte. Es gab keine Fenster und keine Türklinken. May sah die beiden erwartungsvoll an.

Bond wandte sich an Honeychile und lächelte ihr zu. »Es sieht sehr hübsch aus, findest du nicht, Liebling?«

Das Mädchen nickte, ohne ihn anzuschauen.

Es wurde schüchtern an die Tür geklopft, und ein Mädchen, nicht weniger hübsch als May, trippelte mit einem vollen Servierbrett herein. Sie setzte es auf dem Tisch in der Mitte ab und rückte zwei Stühle zurecht. Dann hob sie die weiße Leinenserviette hoch, mit der die Gerichte zugedeckt waren, und verließ das Zimmer. Es roch einladend nach Speck und Kaffee. Auch May und Schwester Lily zogen sich zurück. Die ältere Frau blieb auf der Schwelle stehen. »Und jetzt werden wir Sie beide allein lassen. Klingeln Sie, wenn Sie etwas brauchen. Frische Kleidung finden Sie übrigens in den Schränken. Allerdings nur chinesische, fürchte ich«, fügte sie entschuldigend hinzu. »Aber ich hoffe, sie paßt Ihnen. Die Schneiderei bekam Ihre Maße erst gestern abend. Der Doktor hat angeordnet, daß Sie nicht gestört werden dürfen. Er würde sich sehr freuen, wenn Sie ihm beim Abendessen Gesellschaft leisten. Er möchte, daß Sie sich vorher ungestört ausruhen.« Sie sah ihn fragend an. »Kann ich ihm sagen, daß Sie ...?«

»Ja, bitte«, sagte Bond. »Sagen Sie dem Doktor, daß wir entzückt sein werden, ihm beim Abendessen Gesellschaft zu leisten.«

»Das wird ihn sehr freuen.« Die beiden Frauen schlossen die Tür hinter sich.

Bond wandte sich Honeychile zu. Sie sah verwirrt aus und wich seinem Blick immer noch aus. Bond kam der Gedanke, daß sie wohl noch nie eine solche Behandlung oder derartigen Luxus erlebt hatte. Für sie mußte das hier weitaus ungewohnter und furchterregender wirken als das, was draußen passiert war. Sie spielte mit dem Saum ihres Rockes. Ihr Gesicht und ihre nackten Beine waren schmutzig. Bond mußte über das Bild lachen, das sie beide abgaben – sie in ihren Lumpen und er im verdreckten blauen Hemd, schwarzen Jeans und schlammverkrusteten Leinenschuhen.

Er ging zu ihr und nahm ihre Hände. Sie fühlten sich kalt an. »Honey, wir sehen aus wie ein paar Vogelscheuchen!« sagte er. »Die Frage ist jetzt nur: frühstücken wir, solange alles noch heiß ist, oder werden wir erst unsere Lumpen los, baden und frühstücken, wenn alles kalt ist? Was schlägst du vor?«

Sie lächelte unsicher. Die blauen Augen sahen ihn fragend an. »Du machst dir keine Sorgen darüber, was weiter mit uns passiert? Glaubst du nicht, daß das eine Falle ist?«

»Wenn's eine Falle ist, sitzen wir drinnen. Uns bleibt nichts übrig, als den Käse

zu essen. Die Frage ist nur, essen wir ihn warm oder kalt.« Er drückte ihre Hände. »Wirklich, Honey, die Sorgen kannst du mir überlassen. Denk nur dran, wo wir vor einer Stunde waren. Da ist das hier schon angenehmer, oder? Also, was ist – Bad oder Frühstück?«

Sie sagte zögernd: »Wenn du meinst ... Ich meine – ich würde mich lieber erst waschen.« Schnell fügte sie hinzu: »Aber du mußt mir dabei helfen.« Sie nickte zum Bad hin. »Ich hab' keine Ahnung, wie das funktioniert. Was muß man da tun?«

»Es ist ganz einfach«, meinte Bond ernsthaft. »Ich mache alles für dich fertig. Und während du badest, frühstücke ich und halte dir dein Frühstück warm.« Bond ging zu einem der eingebauten Kleiderschränke und schob die Tür auf. Er enthielt ein halbes Dutzend Seiden- und Leinenkimonos. Er nahm aufs Geratewohl einen leinenen heraus. »Zieh deine Kleider aus und probier das an. Ich bereite inzwischen dein Bad vor. Später kannst du dann die Sachen aussuchen, die du im Bett und zum Essen anziehen willst.«

»Ja, James«, sagte sie dankbar. »Wenn du mir noch zeigst, wie ich ...« Sie begann, ihr Hemd aufzuknöpfen.

Bond hätte sie am liebsten in die Arme genommen und geküßt. Statt dessen sagte er brüsk: »Schon gut, Honey«, ging ins Badezimmer und drehte die Hähne auf. Er sah sich um. Vom Badesalz bis zum elektrischen Rasierapparat war alles vorhanden. Alles war neu. Bond betrachtete sein schmutziges, unrasiertes Gesicht im Spiegel und lachte bitter. Der Überzug der Pille war zweifellos aus bestem Zucker. Man durfte also annehmen, daß die Medizin dafür um so bitterer sein würde. Er ging zur Badewanne zurück und langte ins Wasser. Es war zu heiß für jemanden, der wahrscheinlich noch nie im Leben ein heißes Bad genommen hatte. Er ließ kaltes Wasser einlaufen. Als er sich über die Wanne beugte, schlangen sich von hinten zwei Arme um seinen Hals. Er richtete sich sofort auf. Ihr goldbrauner Körper strahlte in dem weißgekachelten Raum Wärme aus. Sie küßte ihn hart und unbeholfen auf die Lippen. Er legte die Arme um sie und zog sie an sich. Atemlos sagte sie dicht an seinem Ohr: »Das chinesische Kleid war so komisch. Außerdem hast du der Frau erzählt, daß wir verheiratet sind.« Bonds Hand umfaßte ihre linke Brust. Ihr nackter Körper drängte sich an ihn. Warum nicht? Warum nicht? Sei kein Narr! Jetzt ist keine Zeit für so was! Ihr seid beide in Todesgefahr! Du mußt eiskalt bleiben, wenn du noch irgendwie aus dieser Falle entkommen willst. Später! Später! Nicht schwach werden!

Bond nahm die Hand von ihrer Brust und legte sie um ihren Nacken. Er rieb sein Gesicht an ihrem, seine Lippen fanden ihren Mund, und er gab ihr einen langen Kuß.

Er löste sich von ihr und hielt sie mit ausgestreckten Armen von sich. Einen Augenblick lang sahen sie sich voller Verlangen an. Sie atmete heftig, ihre Lippen

öffneten sich, so daß er ihre weißen Zähne sehen konnte. Unsicher sagte er: »Honey, mach, daß du in die Badewanne kommst, bevor ich dir den Hintern versohle!«

Sie lächelte. Wortlos stieg sie in die Wanne und streckte sich lang aus. Sie sah zu ihm auf und sagte herausfordernd: »Du mußt mich waschen. Ich weiß nicht, was man macht. Du mußt es mir zeigen.«

»Hör schon auf damit, Honey«, rief Bond verzweifelt. »Nimm einfach den Schwamm und die Seife und reib dich damit ab. Verdammt noch mal! Jetzt ist wirklich keine Zeit für Liebe. Ich gehe frühstücken.« Er öffnete die Tür. Sanft sagte sie: »James!« Er drehte sich um. Sie streckte ihm die Zunge heraus. Er schnitt eine Grimasse und schlug die Tür hinter sich zu.

Um auf andere Gedanken zu kommen, suchte Bond nach Ausgängen, möglichen Waffen, Mikrofonen – vergebens. Die elektrische Uhr an der Wand zeigte acht Uhr dreißig. Neben dem Doppelbett waren mehrere Klingelknöpfe für Service, Friseur, Maniküre, Zimmermädchen. Es gab kein Telefon. Hoch oben in einer Ecke befand sich in jedem Zimmer ein kleiner Ventilationsschacht. Unbrauchbar. Die Türen schienen aus Leichtmetall zu sein. Bond warf sich mit seinem ganzen Gewicht dagegen, aber sie gab keinen Millimeter nach. Bond rieb seine Schulter. Sie saßen in einem Gefängnis – in einem sehr teuren Gefängnis. Die Falle war zugeschnappt. Den Mäusen blieb nichts zu tun, als wenigstens den Käse zu genießen.

Bond setzte sich an den Frühstückstisch. Es gab Rühreier auf Toast, Speck, gegrillte Nieren, Wurst, Marmelade, Honig, Gelee und Ananassaft. Der Kaffee in der großen Thermoskanne war kochend heiß. Die Sahne roch frisch.

Zehn Minuten später hörte Bond, wie sich die Badezimmertür öffnete. Er legte seinen Toast auf den Teller und bedeckte die Augen mit den Händen. Sie lachte und sagte: »Er ist ein Feigling. Er hat Angst vor einem einfachen Mädchen.« Bond hörte sie in den Kleiderschränken herumkramen. Dabei sprach sie halb mit sich selber. »Ich möchte nur wissen, warum er Angst hat. Wenn ich mit ihm kämpfen würde, würde ich leicht gewinnen. Vielleicht hat er davor Angst. Vielleicht ist er gar nicht stark. Seine Arme und seine Brust sehen ja stark genug aus. Den Rest hab' ich noch nicht gesehen. Vielleicht ist er dort schwach. Deswegen traut er sich auch nicht, sich vor mir auszuziehen. Hm – mal sehen, wie ich ihm darin gefalle.« Sie hob die Stimme. »James, Liebbling, würde ich dir in Weiß mit lauter blauen Vögeln drauf gefallen?«

»Ja, verdammt noch mal!« sagte Bond durch die Hände. »Aber hör jetzt mit dem Geschwätz auf und frühstücke lieber. Ich bin müde.«

Sie stieß einen kleinen Schrei aus. »Oh – wenn du meinst, daß es Zeit für uns wird, ins Bett zu gehen, beeile ich mich natürlich.«

Bond hörte, wie sie sich ihm gegenüber hinsetzte. Er nahm die Hände von den Augen. Sie sah hinreißend aus. Ganz folgsam saß sie da, aber ihr Kimono stand vorn auf und gab die halben Brüste und einen Teil des Bauches frei.

Bond sagte streng: »Jetzt hör mal, Honey. Du siehst wunderbar aus, aber so trägt man keinen Kimono. Mach ihn zu und bemühe dich nicht, auf Call-Girl zu spielen. Das gehört sich beim Frühstück einfach nicht.«

»Ach, du bist ein langweiliges altes Biest!« Sie raffte den Kimono ein paar Zentimeter zusammen. »Warum willst du nicht mit mir spielen? Ich möchte gern Verheiratetsein spielen.«

»Nicht beim Frühstück«, sagte Bond fest. »Und jetzt is! Es schmeckt ausgezeichnet. Außerdem bin ich dreckig. Ich werde mich jetzt rasieren und baden.« Er stand auf, ging um den Tisch herum und küßte sie aufs Haar. »Und was das Spielen betrifft, wie du es nennst, so gibt's niemand auf der Welt, mit dem ich lieber spielen würde als mit dir. Aber nicht jetzt!« Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er ins Badezimmer und schloß die Tür hinter sich.

Bond rasierte sich, badete und duschte. Er fühlte sich entsetzlich müde. Der Schlaf überwältigte ihn fast. Als er sich die Zähne putzen wollte, hatte er kaum mehr die Kraft dazu. Jetzt erkannte er die Symptome. Man hatte ihm ein Schlafmittel verabreicht. Im Kaffee oder im Ananassaft? Es war ihm egal. Alles war ihm egal. Er wollte sich nur noch hinlegen und die Augen zumachen. Wie betrunken wankte er zur Tür. Er vergaß, daß er nackt war. Auch das war jetzt egal. Das Mädchen lag im Bett. Er schwankte auf sie zu, wobei er sich an den Möbeln festhielt. Der Kimono lag auf dem Boden. Sie schlief nackt unter einem Leintuch.

Bond starrte verträumt auf das leere Kissen neben ihr. Nein! Er fand die Schalter und drehte das Licht aus. Jetzt mußte er auf dem Fußboden in das Ankleidezimmer krabbeln. Er erreichte das Bett, das dort stand, und zog sich hinauf. Er streckte seinen bleischweren Arm aus und tastete nach dem Schalter der Nachttischlampe. Die Lampe fiel zu Boden, und die Birne zersplitterte. Mit letzter Anstrengung drehte Bond sich auf die Seite.

Die Leuchtzeiger der elektrischen Uhr standen auf neun Uhr dreißig.

Um zehn Uhr öffnete sich leise die Tür des Doppelzimmers. Der Umriss einer hochgewachsenen Gestalt zeichnete sich gegen den erleuchteten Gang ab. Es war ein Mann. Er stand mit verschränkten Armen auf der Schwelle und lauschte. Dann ging er auf das Bett zu. Er kannte den Weg genau. Er bückte sich und lauschte auf die gleichmäßigen Atemzüge des Mädchens. Nach einer Weile griff er an seine Brust und drückte einen Schalter herunter. Eine Lampe mit breitem Strahl glühte auf. Sie war mit einem Lederrücken um seinen Brustkasten geschnallt. Er

beugte sich vor, so daß das sanfte Licht das Gesicht des Mädchens beleuchtete. Der Eindringling betrachtete sie einige Minuten lang. Eine seiner Hände faßte das Leintuch unter ihrem Kinn und zog es vorsichtig bis zum Fußende des Bettes hinunter. Es war eigentlich keine Hand, sondern eine gegliederte Stahlzange am Ende eines Metallstabes, der in einem schwarzen Seidenärmel verschwand.

Lange betrachtete der Mann den nackten Körper, wobei er die Brust hin und her bewegte, um jede Stelle des Körpers zu beleuchten. Dann zog die künstliche Hand das Tuch wieder über das Mädchen. Schließlich betrachtete er lange das schlafende Gesicht, schaltete die Lampe aus und schlich lautlos in das angrenzende Zimmer, in dem Bond schlief.

Eingehend studierte er jede Linie, jeden Schatten des sonnenverbrannten und ziemlich grausamen Gesichtes, das entspannt auf dem Kissen lag. Er beobachtete den Pulsschlag am Nacken und zählte ihn, und nachdem er das Leintuch zurückgezogen hatte, tat er das gleiche mit der Herzgegend. Dann schätzte er den Umfang von Bonds Arm- und Beinmuskeln und sah gedankenvoll auf die verhaltene Kraft des flachen Bauches. Er beugte sich sogar dicht über die offene rechte Hand und untersuchte aufmerksam die Lebens- und Schicksalslinie.

Schließlich zog die stählerne Klaue mit äußerster Sorgfalt das Tuch wieder bis zu Bonds Nacken hinauf. Die hochgewachsene Gestalt blickte noch eine Zeitlang auf den schlafenden Mann hinunter, dann schlich sie leise in den Gang hinaus, und die Tür schnappte mit einem Klicken zu.

## 14

Die elektrische Uhr in dem kühlen, dunklen Raum im Inneren des Berges zeigte vier Uhr dreißig.

Unterhalb des Gipfels, wo die Guano-Ablagerung begann, ging für die etwa hundert Neger und Negerinnen, die den Vogelmist abbauten, ein Arbeitstag zu Ende. Hier oben stank es nicht nach Sumpfgas, wie sonst überall auf der Insel. Dafür lag ein beißender Ammoniakgeruch in der Luft, und der heiße Wind trieb den Guanostaub in Augen, Nasen und Ohren der Arbeiter. Aber sie waren an den Staub und den Gestank gewöhnt; es war eine leichte, gesunde Arbeit. Sie konnten sich nicht beklagen.

Morgen würde das monatliche Schiff am Quai auf der anderen Seite des Berges anlegen. Das bedeutete frische Lebensmittel und Waren und billige Schmucksachen in der Kantine. Es würde ein Feiertag werden. Es würde Rum geben, man würde trinken, tanzen und miteinander kämpfen. Das Leben war angenehm.

Angenehm war das Leben auch für Dr. No's »Außenstab« – lauter Chigroes, wie die Männer, die Bond, Quarrel und das Mädchen gejagt hatten. Auch für sie war die Arbeit in der Garage, den Werkstätten und auf den Wachtposten beendet, und sie zogen sich in die »Offiziersquartiere« zurück. Abgesehen vom Wach- und Verladedienst stand den meisten von ihnen morgen ebenfalls ein Feiertag bevor. Auch sie würden trinken und tanzen, und außerdem würde es neue Mädchen geben. Einige »Ehen« vom letzten »Nachschub« würden je nach dem Geschmack des »Ehemannes« einige Monate oder Wochen weiterbestehen, die anderen konnten neu wählen. Manche der älteren Mädchen, die inzwischen Kinder geboren hatten, würden ihren »Außendienst« wiederaufnehmen. Mit ihnen würden auch ein paar ganz Junge zum erstenmal »hinaus« kommen, um die sich die Männer gewöhnlich blutige Kämpfe lieferten.

Tief im Innern des Berges, weit von diesem wohlorganisierten Leben an der Oberfläche entfernt, erwachte Bond in seinem luxuriösen Bett. Bis auf leichte Kopfschmerzen fühlte er sich frisch und ausgeruht. Das Licht brannte im Zimmer des Mädchens, und er konnte sie herumkramen hören. Er schwang sich aus dem Bett, schlich leise zum Kleiderschrank und zog den erstbesten Kimono an. Dann ging er zur Tür. Das Mädchen hatte die Kimonos auf ihrem Bett ausgebreitet und probierte sie vor einem großen Spiegel an. Eben trug sie einen aus blauer Seide. Er paßte genau zu ihrer goldbraunen Haut. »Das ist der richtige!« sagte Bond.

Sie wirbelte erschrocken herum. »Oh, du bist's!« Sie lächelte ihn an. »Ich hatte schon Angst, du wachst überhaupt nicht mehr auf. Es ist halb fünf, und ich habe Hunger. Kannst du etwas zu essen besorgen?«

»Warum nicht«, meinte Bond und ging zu ihrem Bett. Er drückte auf den Knopf mit der Aufschrift »Service«. Dann fragte er: »Wollen wir die anderen auch ausprobieren?«

Sie kicherte. »Was ist eine Maniküre?«

»Jemand, der deine Fingernägel pflegt. Wir müssen uns doch für Dr. No schönmachen.« Aber Bonds Hintergedanke dabei war, sich unter allen Umständen irgendeine Waffe zu verschaffen – und eine Schere war besser als nichts.

Er drückte auf zwei weitere Knöpfe. Dann sah er sich im Zimmer um. Man hatte die Überreste des Frühstücks weggeräumt, während sie schliefen. Auf einer Kommode an der Wand standen mehrere Flaschen. Bond ging hinüber und sah sie an. Es fehlte nichts. Zwischen den Flaschen steckten zwei Speisekarten, zwei riesige, engbedruckte Seiten. Sie hätten jedem Luxusrestaurant Ehre gemacht. Man konnte sich keinesfalls über die Qualität des Käses in der Falle beschweren! Es klopfte und May kam herein. Zwei chinesische Mädchen folgten ihr. Bond beachtete ihre freundliche Begrüßung nicht, sondern bestellte Tee und Buttertoast für Honeychile und trug ihnen auf, sich um Honey's Haare und Nägel zu kümmern. May fragte ihn, ob er wohl bitte auswählen wolle, was

er und Mrs. Bryce zum Abendessen wünschten. Lustlos bestellte Bond für sich Kaviar, gegrillte Lamm-Koteletts mit Salat und eine Nachspeise. Als Honeychile sich weigerte, einen Vorschlag zu machen, verlangte er für sie Melone, gegrilltes Huhn und Eiscreme mit heißer Schokoladensauce.

May strahlte ihn an. »Der Doktor läßt fragen, ob Ihnen sieben Uhr fünfundvierzig angenehm wäre.«

Bond stimmte zu.

»Vielen Dank, Mr. Bryce. Ich werde Sie um sieben Uhr vierundvierzig abholen.«

Bond ging zu Honeychile hinüber und schaute zu, wie ihre Haare und Nägel bearbeitet wurden. Ihr Spiegelbild lächelte ihm zu. Er goß sich einen Whisky-Soda ein und zog sich in sein Zimmer zurück. Sein Plan, sich eine Waffe zu verschaffen, war fehlgeschlagen. Die Scheren und Feilen waren mit feinen Ketten am Gürtel der Maniküre befestigt. Bond setzte sich auf sein ungemachtes Bett und verlor sich in trüben Gedanken. Zur festgesetzten Zeit klopfte es leise an, Bond und Honey verließen schweigend ihre Zimmer und folgten May durch den langen, leeren Gang. May blieb an einem Lift stehen, dessen Tür von einem anderen chinesischen Mädchen aufgehalten wurde. Sie gingen hinein, die Tür schloß sich. Bond stellte sofort fest, daß der Lift ein Fabrikat der teuersten englischen Firma war. In diesem Gefängnis war wirklich alles »de luxe«.

Honey lehnte sich an ihn. Leise sagte er: »Überlaß mir die Unterhaltung heute abend. Sei ganz natürlich und hab keine Angst vor Dr. No. Er ist vielleicht ein bißchen verrückt.«

Sie nickte. »Ich werde mein Bestes tun.«

Der Lift hielt an. Bond hatte keine Ahnung, wie tief sie hinuntergefahren waren – dreißig Meter, fünfzig Meter? Die automatische Tür rollte zur Seite, und Bond und das Mädchen betraten einen großen Raum.

Er war sehr hoch und etwa zwanzig Meter lang. An drei Wänden zogen sich bis zur Decke reichende Bücherregale entlang. Die vierte Wand schien aus starkem blauschwarzen Glas zu bestehen. Der Raum diente offensichtlich als Arbeitszimmer und Bibliothek. In einer Ecke stand ein großer, mit Schriftstücken bedeckter Schreibtisch, in der Mitte ein Tisch mit Zeitschriften und Zeitungen. Bequeme, mit rotem Leder gepolsterte Klubsessel luden zum Sitzen ein. Der Teppich war dunkelgrün, Stehlampen spendeten gedämpftes Licht. Das einzig Ungewöhnliche war die Hausbar direkt vor der langen, leeren Wand, die dadurch – und durch im Halbkreis davor angeordnete Stühle und Tischchen mit Aschenbechern – den Mittelpunkt des Raumes bildete.

Plötzlich nahm Bond in der dunklen Wand eine wirbelnde Bewegung wahr. Er ging quer durch den Raum. Ein silbriger Schwarm kleiner Fische, verfolgt von

einem größeren, huschte über die dunkelblaue Fläche und verschwand. Was war das? Ein Aquarium? Bond schaute nach oben. Etwa einen Meter unterhalb der Decke schlugen kleine Wellen gegen Glas. Über den Wellen verlief ein etwas hellerer blauschwarzer Streifen, der mit Lichtpunkten durchsetzt war. Bond erkannte das Sternbild des Orion. Das war kein Aquarium. Das waren das Meer und der Nachthimmel. Diese ganze Wand des Raumes bestand aus Panzerglas. Sie befanden sich etwa sieben Meter unter dem Meeresspiegel und beobachteten das geheimnisvolle Leben unter Wasser.

Bond und das Mädchen standen fasziniert. Für einen Augenblick tauchten zwei große rollende Augen auf. Der Schatten eines goldglänzenden Kopfes war sekundenlang sichtbar. Ein großer Seebarsch? Ein Anchovisschwarm blieb im Wasser stehen, schwebte und flitzte davon. Eine große Qualle segelte quer über die Glaswand.

Bond ging langsam an der Wand entlang, hingerissen von der Idee, mit diesem unablässig wechselnden Film zu leben. Wie mußte es bei Tageslicht wirken, wenn man zehn Meter und mehr Sicht hatte? Wie, wenn bei einem Sturm die Wellen lautlos gegen das Glas brandeten? Was für ein erstaunlicher Mann mußte das sein, der diese phantastisch schöne Anlage erdacht hatte! Wie dick war das Glas? Wer hatte es für Dr. No gegossen? Wie hatte er es auf seine Insel transportiert? Wie viele Taucher hatte er eingesetzt? Wieviel mußte es gekostet haben?

»Eine Million Dollar.«

Es war eine volle, tönende Stimme mit einem leichten amerikanischen Akzent.

Bond drehte sich langsam, fast widerwillig, um. Dr. No war durch eine Tür hinter seinem Schreibtisch eingetreten. Er sah sie wohlwollend und mit einem dünnen Lächeln an.

»Ich nehme an, daß Sie sich über die Kosten Gedanken machen. Meine Gäste beschäftigen sich gewöhnlich nach fünfzehn Minuten mit der finanziellen Seite. Sie auch?«

»Allerdings.«

Immer noch lächelnd (Bond mußte sich an dieses dünne Lächeln gewöhnen) kam Dr. No hinter seinem Schreibtisch hervor und ging auf sie zu. Er schien mehr zu gleiten als zu laufen.

Dr. No war wenigstens einen Kopf größer als Bond, aber seine aufrechte, unbewegliche Haltung ließ ihn noch größer erscheinen. Auch sein Kopf war länglich und die Haut von dunklem fast durchsichtigem Gelb. Dr. No's Alter zu bestimmen, war unmöglich, soweit Bond feststellen konnte, hatte sein Gesicht keine Falten. Selbst die eingefallenen Wangen unterhalb der hervorstehenden Backenknochen waren glatt wie Elfenbein. Seine Augenbrauen waren dünn,

schwarz und so stark nach oben geschwungen, daß sie wie aufgemalt wirkten. Darunter lagen schräge pechschwarze Augen. Sie hatten keine Wimpern und glichen den Mündungen kleiner Revolver. Die feingeschwungene Nase endete dicht über dem breiten, zusammengepreßten Mund, der trotz des fast ständigen Lächelns nur Grausamkeit und Machtwillen ausdrückte. Das Kinn war eingezogen.

Dr. No blieb drei Schritte vor ihnen stehen. »Verzeihen Sie bitte, wenn ich Ihnen nicht die Hand gebe.« Die tiefe Stimme war ausdruckslos. »Aber ich kann nicht.« Langsam schlug er die Ärmel seines Kimonos auseinander. »Ich habe keine Hände.«

Die beiden Stahlzangen wurden hochgehalten wie die Hände einer Gottesanbeterin. Dann verschwanden sie wieder in den Ärmeln. Die schwarzen Augen wanderten zu Honey. Sie richteten sich auf ihre gebrochene Nase. Die Stimme sagte ausdruckslos: »Ein Unglücksfall.« Die Augen kehrten zu Bond zurück. »Sie haben mein Aquarium bewundert.« Es war eine Feststellung, keine Frage. »Der Mensch erfreut sich an Tieren und Vögeln. Ich habe beschlossen, mich auch an den Fischen zu erfreuen. Ich finde sie weitaus abwechslungsreicher und interessanter. Ich bin sicher, Sie beide werden meine Begeisterung teilen.«

»Ich gratuliere Ihnen«, sagte Bond. »Ich werde diesen Raum nie vergessen.«

»Nein.« Wieder eine Feststellung, vielleicht mit einem ironischen Unterton. »Aber wir haben über sehr viele Dinge zu sprechen. Und so wenig Zeit. Bitte setzen Sie sich. Wollen Sie etwas trinken? Zigaretten liegen neben Ihren Stühlen.«

Dr. No ging zu einem hohen lederbezogenen Stuhl und setzte sich. Bond wählte den Stuhl ihm gegenüber. Das Mädchen saß zwischen ihnen.

Bond hörte eine Bewegung hinter sich. Er schaute über die Schulter. Ein stämmiger Mann, ein Chigro mit der Figur eines Ringers, stand an der Hausbar. Er hatte eine schwarze Hose und eine weiße Jacke an.

Dr. No erklärte: »Mein Leibwächter. Er ist Experte in vielen Dingen. Sein plötzliches Erscheinen ist keineswegs geheimnisvoll. Ich trage ständig ein kleines Sprechfunkgerät mit mir herum. So kann ich ihn jederzeit rufen, wenn ich ihn brauche. Was möchte das Mädchen?«

Nicht »Ihre Frau«. Bond wandte sich Honey zu. Ihre Augen zeigten keine Angst. Ruhig sagte sie: »Coca-Cola, bitte.«

Bond fühlte sich erleichtert. Wenigstens ließ sie sich von dem Theater nicht beeindrucken. Bond sagte: »Und ich hätte gern einen Wodka-Martini – mit einem Stückchen Zitronenschale. Geschüttelt, nicht gerührt, bitte. Und wenn es möglich ist, russischen oder polnischen Wodka, bitte.«

Dr. No's dünnes Lächeln veränderte sich leicht. »Ich sehe, Sie sind auch

ein Mann, der genau weiß, was er will. In diesem Fall werden Ihre Wünsche erfüllt. Finden Sie nicht, daß es meistens so ist? Wenn man sich etwas wünscht, bekommt man es auch, oder? Wenigstens habe ich diese Erfahrung gemacht.«

»Die kleinen Dinge – sicher.«

»Wenn Sie bei den großen scheitern, so bedeutet das, daß Sie keinen großen Ehrgeiz haben. Konzentration, Wille – das ist alles. Die Fähigkeiten stellen sich ein, und die Werkzeuge schmieden sich von selbst. ›Gebt mir einen geeigneten Standpunkt, und ich werde die Welt in Bewegung setzen‹, sagte Archimedes – aber nur, wenn der echte Wunsch dazu vorhanden ist.« Seine dünnen Lippen verzogen sich einen Moment lang geringschätzig. »Aber das ist Geschwätz. Wir machen Konversation. Lassen Sie uns lieber ernsthaft miteinander reden. Sam-Sam, stell den Mixbecher neben den Herrn und noch eine Flasche Coca-Cola neben das Mädchen. Es sollte jetzt etwa acht Uhr zehn sein. Wir essen Punkt neun.«

Dr. No setzte sich noch gerader. Dann beugte er sich etwas vor und starrte Bond an. Für einen Augenblick war es still. Dann sagte Dr. No: »Und jetzt, Mr. James Bond vom Secret Service, wollen wir uns gegenseitig unsere Geheimnisse berichten. Um ihnen zu beweisen, daß ich nichts verberge, werde ich Ihnen zuerst meine anvertrauen. Dann erzählen Sie mir Ihre.« Dr. No's Augen blitzten. »Aber lassen Sie uns beide bei der Wahrheit bleiben.« Er zog eine seiner Stahlklauen aus dem weiten Ärmel und hob sie hoch. »Ich werde mich jedenfalls daran halten. Und sie sollten es auch. Falls nicht, so werden die –« er deutete mit der Klaue auf seine Augen – »wissen, daß Sie lügen.«

Dr. No berührte jeden Augapfel leicht mit seiner Stahlklaue. Aus jedem Auge entfernte er einen matt schimmernden Gegenstand. »Die«, sagte Dr. No, »sehen alles.«

## 15

James Bond hob sein Glas auf und nippte nachdenklich daran. Es hatte keinen Sinn, weiterzubluffen. Seine Behauptung, Vertreter der Audubon-Gesellschaft zu sein, konnte ohnehin von jedem, der etwas von Vögeln verstand, widerlegt werden. Er war ohne jede Tarnung. Er mußte sich jetzt darauf konzentrieren, das Mädchen soweit wie möglich aus der Sache herauszuhalten.

Bond lächelte Dr. No an. »Ich weiß, daß Miß Taro Ihre Agentin im *King's House* ist«, sagte er. »Ich habe über diese Tatsache einen Bericht verfaßt, der unter gewissen Umständen« – Dr. No's Gesicht ließ kein Interesse erkennen – »geöffnet wird. Er enthält auch andere Tatsachen. Aber wenn wir schon

ernsthaft miteinander reden wollen, dann bitte ohne weitere Bühneneffekte. Sie sind ein interessanter Mann. Aber es besteht keine Notwendigkeit, daß sie sich selbst interessanter machen, als Sie sind. Sie hatten das Unglück, Ihre Hände zu verlieren. Sie haben mechanische Hände. Viele Invaliden aus dem letzten Krieg verwenden sie. Sie tragen Kontaktlinsen statt einer Brille. Sie benutzen ein Sprechfunkgerät an Stelle einer Glocke, um Ihren Diener zu rufen. Zweifellos haben Sie noch andere Tricks auf Lager. Aber, Dr. No, Sie bleiben trotzdem ein Mensch, der schläft und ißt und verdaut wie wir alle. Also, bitte, keine weiteren Taschenspielertricks. Ich bin keiner Ihrer Guanogräber, und Sie beeindrucken mich in keiner Weise.«

Dr. No neigte den Kopf kaum merklich. »Gut gesprochen, Mr. Bond. Ich akzeptiere Ihren Tadel. Ich habe zweifellos durch mein zu langes Zusammenleben mit lauter Affen einige störende Gewohnheiten angenommen. Bitte, halten Sie aber diese Gewohnheiten nicht für Bluff. Ich bin Techniker. Ich passe meine Werkzeuge dem Material an. Allerdings besitze ich auch eine Reihe von Werkzeugen zur Bearbeitung von widerstandsfähigem Material. Aber lassen Sie uns lieber unsere Unterhaltung fortsetzen. Es ist ein seltenes Vergnügen für mich, einen intelligenten Zuhörer zu haben, und ich werde Ihnen mit Freude die Geschichte eines der bemerkenswertesten Männer der Welt erzählen. Sie sind der erste, der sie hört. Ich habe sie noch nie erzählt. Sie sind auch der einzige, der meine Geschichte entsprechend zu würdigen weiß und –« Dr. No schwieg kurz, um die Bedeutung der nächsten Worte zu unterstreichen – »für sich behalten wird.« Er fuhr fort: »Das gilt auch für das Mädchen.«

Das war deutlich genug. Bond war sich vom ersten Augenblick an bewußt gewesen, daß dieser Mann ein Mörder war, daß es einen Kampf auf Leben und Tod geben würde. Er war wie immer fest davon überzeugt gewesen, dieses Duell zu gewinnen – bis der Flammenwerfer auf ihn gerichtet wurde. Von da an hatte er zu zweifeln begonnen. Jetzt hatte er Gewißheit. Dieser Mann war zu stark, zu gut gerüstet.

Er sagte: »Es besteht keine Veranlassung, daß das Mädchen zuhört. Sie hat nichts mit mir zu tun. Ich habe sie gestern hier am Strand getroffen. Sie ist eine Jamaikanerin und sammelt Muscheln. Ihre Männer zerstörten ihr Kanu, deshalb mußte ich sie mitnehmen. Schicken Sie sie heim. Sie wird schweigen. Sie wird es schwören.« Das Mädchen unterbrach ihn heftig: »Ich werde nicht schweigen! Ich werde alles erzählen. Und ich gehe nicht. Ich bleibe bei dir.«

Bond sah sie an. Kalt sagte er: »Das will ich nicht!«

Dr. No mischte sich sanft ein: »Verschenden Sie Ihre Worte nicht. Niemand, der diese Insel betritt, verläßt sie wieder. Verstehen Sie? Niemand – nicht einmal der einfachste Fischer!«

Bond betrachtete sein Gesicht. Es zeigte keinen Ärger, keinen Eigensinn – nur

völlige Gleichgültigkeit. Er sah wieder das Mädchen an und lächelte beruhigend. »Gut, Honey. Wir bleiben zusammen und hören uns an, was dieser Besessene zu sagen hat.«

Dr. No fuhr im gleichen sanften Ton fort. »Sie haben recht, Mr. Bond. Genau das bin ich, ein Besessener. Alle großen Männer sind Besessene. Sie alle werden von einer Besessenheit geleitet, die sie ihrem Ziel näherbringt. Die großen Wissenschaftler, Philosophen, Religionsgründer – alles Besessene. Besessenheit, mein lieber Mr. Bond, ist so unbezahlbar wie Genie.« Dr. No lehnte sich zurück. »Ich bin, wie Sie so richtig bemerkten, Mr. Bond, ein Besessener – die Macht ist meine Besessenheit. Sie ist der Inhalt meines Lebens. Deshalb bin ich hier. Deshalb sind Sie hier. Deshalb gibt es das alles hier.«

Bond hob sein Glas an die Lippen und leerte es. Er füllte es nach. Dann sagte er: »Ich bin keineswegs überrascht. Es ist die alte Geschichte von Leuten, die glauben, sie seien der König von England, Präsident der USA oder der liebe Gott. Die Irrenanstalten sind voll davon. Der einzige Unterschied besteht darin, daß man Sie nicht eingesperrt hat, sondern daß Sie sich Ihre eigene Irrenanstalt gebaut und sich selbst darin eingeschlossen haben. Warum eigentlich? Wieso gibt Ihnen das Eingeschlossensein in dieser ›Zelle‹ ein Gefühl von Macht?«

Der dünne Mund zuckte ärgerlich. »Mr. Bond, wirkliche Macht ist Souveränität. Sie sprechen von Königen und Präsidenten. Wieviel Macht haben sie? Genausoviel, wie ihr Volk ihnen gestattet. Wer in der Welt hat die Macht über Leben und Tod seines Volkes? Niemand – nur ich! Und wodurch besitze ich diese Macht, diese Souveränität? Durch meine Abgeschlossenheit. Durch die Tatsache, daß ich keinem Rechenschaft schuldig bin!«

Bond zuckte die Achseln. »Das ist nur die Illusion von Macht, Dr. No. Jeder Mensch mit einem geladenen Revolver hat die Macht über Leben oder Tod seines Nächsten. Andere Leute als Sie haben schon im geheimen gemordet und sind zunächst unentdeckt geblieben. Aber im Endeffekt haben sie dann meist die Zeche doch bezahlen müssen. Das wird auch bei Ihnen der Fall sein, Dr. No. Ich sage Ihnen, Ihr Streben nach Macht ist eine Illusion, weil Macht selbst nur eine Illusion ist.«

»Schönheit auch, Mr. Bond, ebenso die Kunst, das Geld und der Tod. Und wahrscheinlich auch das Leben. Aber lassen Sie uns diese nutzlose Debatte beenden. Lassen Sie uns zu meiner Besessenheit zurückkehren, Mr. Bond, oder, wenn Ihnen das besser gefällt, zu meiner Illusion. Und bitte, Mr. Bond, bitte bilden Sie sich nicht ein, daß eine halbstündige Unterhaltung mit Ihnen mein Leben ändern wird.«

»Machen Sie weiter.«

Dr. No begann verbindlich: »Ich werde mich bemühen, Sie nicht zu langweilen.«

Ich bin der einzige Sohn eines deutschen Methodistenmissionars und einer Chinesin aus guter Familie. Ich wurde in Peking geboren, allerdings war ich nicht sehr willkommen. Eine Tante meiner Mutter wurde dafür bezahlt, daß sie mich aufzog.«

Dr. No schwieg kurz. »Keine Liebe, Mr. Bond. Mangel an elterlicher Fürsorge. Der Same war gelegt. Ich arbeitete in Shanghai und schloß mich dort bald den Tongs an, einer Verbrecherbande. Ich hatte Spaß an den Verschwörungen, Einbrüchen, Morden und Brandstiftungen. Das bedeutete Auflehnung gegen die Vaterfigur, die mich betrogen hatte. Dann gab es Schwierigkeiten. Ich mußte verschwinden. Die Tongs hielten mich für zu wertvoll, um mich zu töten. So wurde ich in die Vereinigten Staaten eingeschmuggelt und ließ mich in New York nieder. Man hatte mir einen Empfehlungsbrief an den mächtigsten Tong in Amerika mitgegeben. Ich habe nie erfahren, was in dem Brief stand, aber ich erhielt sofort eine Stelle als Vertrauensmann. Und in kurzer Zeit, mit dreißig Jahren, wurde ich so etwas wie der Schatzmeister. Das Vermögen betrug über eine Million Dollar, die ich gern haben wollte. Dann brachen die Tong-Kriege der zwanziger Jahre aus. Die beiden großen New Yorker Banden lieferten sich blutige Kämpfe. Schließlich griffen die Überfallkommandos ein. Fast die ganze Polizei New Yorks wurde mobilisiert. Die beiden Geheimarmeen wurden getrennt, die Hauptquartiere der beiden Tongs durchsucht und die Anführer ins Gefängnis geschickt. Ich bekam einen Hinweis auf die Razzia gegen unseren Tong. Einige Stunden vorher räumte ich den Safe aus und tauchte mit einer Million Dollar in Harlem unter. Aber ich war ein Narr. Ich hätte Amerika verlassen und mich im hintersten Winkel der Welt verkriechen sollen. Die Führer meines Tongs waren selbst in den Todeszellen von Sing-Sing noch mächtig. Sie fanden mich. Die Mörder kamen in der Nacht. Sie folterten mich, aber ich verriet ihnen nicht, wo das Geld war. Sie folterten mich die ganze Nacht. Und als sie mich nicht zum Sprechen bringen konnten, hackten Sie mir die Hände ab, um zu zeigen, daß ich ein Dieb war. Schließlich schossen sie mir eine Kugel durchs Herz und gingen. Was sie allerdings nicht wissen konnten, war, daß ich – und das kommt unter Millionen Menschen vielleicht einmal vor – das Herz auf der rechten Seite habe. Ich blieb also am Leben. Durch reine Willenskraft überlebte ich die Operationen und die Monate im Krankenhaus. Während dieser Zeit suchte ich nach einer Möglichkeit, mein Geld in Sicherheit zu bringen.«

Dr. No schwieg. Sein Gesicht war leicht gerötet. Sein Körper bewegte sich unruhig. Seine Erinnerungen erregten ihn. Eine Sekunde lang schloß er die Augen, um sich wieder zu fangen. Bond dachte: Jetzt! Soll ich mich auf ihn stürzen und ihn töten? Die Augen öffneten sich. Die Gelegenheit war vorüber.

Die dünnen Lippen bewegten sich wieder. »Als man mich aus dem Krankenhaus entließ, ging ich sofort zum größten Briefmarkenhändler New Yorks. Ich kaufte

einen Umschlag, nur einen einzigen Umschlag mit den wertvollsten Marken der Welt. Es dauerte Wochen, um sie beizubringen. Aber es war mir gleichgültig, was ich zahlen mußte. Ich wollte nur mein Geld loswerden. Ich steckte alles in diese Marken. Ich hatte den Weltkrieg vorhergesehen, und ich wußte, daß eine Inflation kommen würde. Inzwischen veränderte ich mein Aussehen völlig. Dann ging ich nach Milwaukee und begann Medizin zu studieren. Ich versteckte mich in der akademischen Welt, in der Welt der Bibliotheken, Laboratorien und Hörsäle. Und dort, Mr. Bond, ging ich ganz im Studium des menschlichen Körpers und des menschlichen Geistes auf. Warum? Weil ich herausfinden wollte, wozu dieser Körper fähig ist. Danach, Mr. Bond, wollte ich mein nächstes Ziel angehen, die Erringung der Macht – jener Macht nämlich, Mr. Bond, anderen das antun zu können, was man mir angetan hatte, die Macht über Leben und Tod, die Macht der Entscheidung, die Macht völliger Unabhängigkeit von jeder Autorität.«

Bond nahm den Mixbecher und goß sich ein drittes Glas ein. Er warf einen Blick auf Honeychile. Sie schien ruhig und gleichgültig zu sein – als gehe sie das alles nichts an. Sie lächelte ihm zu.

Dr. No fuhr fort: »Ich nehme an, daß Sie beide hungrig sind. Seien Sie bitte nachsichtig. Ich werde mich kurz fassen. Nachdem ich meine Studien beendet hatte, reiste ich um die Welt. Ich nannte mich ›Doktor‹, weil Doktoren Vertrauen einflößen und Fragen stellen können, ohne Verdacht zu erregen. Ich hielt Ausschau nach meinem Hauptquartier. Es mußte eine Insel sein, sie mußte völlig abgeschieden liegen und mußte sich wirtschaftlich entwickeln lassen. So kaufte ich schließlich Crab Key und lebe hier seit vierzehn Jahren. Die Idee, Vogelmist in Gold zu verwandeln, reizte mich. Ich ging mit ganzer Kraft an dieses Unternehmen heran. Es schien mir die ideale Verdienstmöglichkeit zu sein, denn die Nachfrage nach Guano war sehr groß. Das einzige Problem für mich waren die Unkosten. Ich löste es, indem ich billige Arbeitskräfte aus Kuba und Jamaika importierte. Als Aufseher holte ich mir einige Chigroes mit ihren Familien. Für die technischen Einrichtungen – Beleuchtung, Ventilation und den Lift – ließ ich Spezialisten kommen, die nach Beendigung ihrer Arbeit wieder abfuhrten. Diese Leute bauten auch die Sanatoriums-Fassade, die meine wahre Tätigkeit tarnen soll, falls einmal ein Schiff stranden oder der Gouverneur von Jamaika mir eines Tages einen Besuch abstatten sollte. Sie müssen zugeben, daß ich Besuchern einen außergewöhnlichen Empfang bereiten kann – wenn ich will. Eine weise Maßnahme für die Zukunft. So entstand nach und nach meine Festung. Es war nicht einfach, Mr. Bond.« Er erwartete keine Anteilnahme und kein Lob. »Aber Ende letzten Jahres hatte ich es geschafft. Meine Tarnung war vollkommen. Ich war bereit für den nächsten Schritt – die Ausdehnung meiner Macht nach außen.«

Wieder schwieg Dr. No. Er hob die Arme und ließ sie resigniert wieder fallen.

»Während vierzehn Jahren gab es keine Wolke an meinem Himmel. Aber sie war immer da – hinter dem Horizont. Und wissen Sie, was es war? Ein Vogel, ein lächerlicher Vogel namens Rosa Löffelreiher! Sie kennen die Geschichte ja auch. Die beiden Wärter erhielten ihren Nachschub durch ein Boot aus Kuba. Ab und zu kamen auch amerikanische Ornithologen und blieben einige Tage im Lager. Das störte mich nicht. Es gab keinen Kontakt zwischen der Audubon-Gesellschaft und mir. Und was geschieht dann eines Tages? Aus heiterem Himmel bekomme ich einen Brief mit dem monatlichen Schiff. Diese Rosa Löffelreiher sind plötzlich zu einem der Vogelwunder der Welt geworden. Die Gesellschaft teilte mir offiziell mit, daß sie auf ihrem gepachteten Grund ein Hotel bauen will. Vogelliebhaber aus aller Welt würden kommen, Filme würden gedreht. Crab Key, so stand in ihrem Brief, würde weltberühmt werden.« In einer verzweifelten Geste hob er die Arme. »Mr. Bond, können Sie sich das vorstellen? Meine Abgeschlossenheit, meine Zukunftspläne – gefährdet von ein paar alten Weibern und ihren Vögeln! Ich bot ihnen eine riesige Summe für den Pachtvertrag. Sie lehnten ab. Daraufhin beschäftigte ich mich näher mit den Vögeln. Ich studierte ihre Gewohnheiten. Und plötzlich hatte ich die Lösung. Sie war sehr einfach. Die Löffelreiher sind außergewöhnlich scheu. Ich kaufte also in Florida dieses geländegängige Fahrzeug – es wird hauptsächlich von Ölfirmen benutzt – und ließ es entsprechend herrichten. Im Dezember setzte ich es dann ein. Es zerstörte das Lager, tötete die Wärter – einer konnte zwar noch nach Jamaika entkommen, starb aber dort – und verbrannte die Nistplätze der Vögel. Es war ein voller Erfolg. Die Vögel kamen zu Tausenden um. Und dann verlangte man von mir, ein Flugzeug mit Vertretern der Audubon-Gesellschaft hier landen zu lassen. Ich hielt es für richtig, zuzustimmen. Es erschien mir klüger. Ein Unfall wird arrangiert, das Flugzeug zerschellt. Die Leichen werden pietätvoll in Särgen gelegt, und ich melde die Tragödie. Ein Zerstörer trifft ein. Ich empfangen den Kapitän sehr zuvorkommend. Er und seine Offiziere besichtigen die Überreste des Lagers. Meine Leute deuten an, daß die Wärter in der Einsamkeit verrückt geworden seien und miteinander gekämpft hätten. Die Landebahn wird untersucht. Meine Leute berichten, das Flugzeug sei zu schnell hereingekommen. Die Reifen müßten beim Aufsetzen geplatzt sein. Die Leichen werden übergeben. Alles ist sehr traurig. Die Offiziere sind zufrieden. Das Schiff dampft ab. Und hier herrscht wieder Friede.«

Dr. No hustete leicht. Er sah von Bond zu dem Mädchen und wieder zu Bond. »Und das, meine Freunde, ist meine Geschichte, oder besser, das erste Kapitel einer langen, interessanten Geschichte. Zweifellos wird die Audubon-Gesellschaft nun mein Angebot annehmen. Falls nicht, werden ihr weitere Mißgeschicke zustoßen. Für mich war es eine Lehre. Ich werde keine Einmischung mehr dulden.«

»Sehr interessant«, sagte Bond. »Deswegen mußte also Strangways beseitigt werden. Was haben Sie mit ihm und dem Mädchen gemacht?«

»Sie liegen auf dem Grund des Mona-Stausees. Ich habe eine kleine, aber sehr wirksame Organisation in Jamaika und überwache den Geheimdienst dort und in Kuba. Für meine künftigen Vorhaben ist das sehr wichtig. Ihr Mr. Strangways schöpfte Verdacht und schnüffelte herum. Sein Tod und der des Mädchens waren eine einfache Sache. Ich hatte gehofft, Sie ebenso rasch ausschalten zu können. Sie hatten Glück. Aber aus den Akten im *King's House* erfuhr ich, was für ein Mann Sie sind. Ich nahm an, daß die Fliege zur Spinne kommen würde. Ich war auf Sie vorbereitet, und als das Kanu auf dem Radarschirm erschien, wußte ich, daß Sie in der Falle waren.«

»Ihr Radar ist nicht zuverlässig«, meinte Bond. »Es waren zwei Kanus. Sie haben das Boot des Mädchens gesehen. Ich sagte ihnen schon, daß sie nichts mit mir zu tun hat.«

»Ihr Pech. Zufällig benötige ich eine weiße Frau für ein kleines Experiment, und wie wir vorhin so übereinstimmend feststellten, Mr. Bond, bekommt jeder, was er sich wünscht.«

Bond sah Dr. No nachdenklich an. Er überlegte, ob es Sinn hatte, diesen unbeugsamen Mann durch Drohungen oder Bluff zu beeindrucken. Bond hatte nur eine ganz schlechte Karte. Der Gedanke, sie auszuspielen, war ihm fast unangenehm. Wie beiläufig, gleichgültig, deckte er sie auf. »Diesmal haben Sie Pech gehabt, Dr. No, denn jetzt existiert eine Akte über Sie in London. Meine Gedanken über diesen Fall, die Fakten über die vergifteten Früchte, den Tausendfüßler und den Autounfall sind schriftlich niedergelegt. Ebenso die Namen von Miß Chung und Miß Taro. Ich habe in Jamaika Anweisung hinterlassen, meinen Bericht zu öffnen und entsprechend zu handeln, falls ich innerhalb von drei Tagen nicht von Crab Key zurück sein sollte.«

Bond schwieg. Dr. No zeigte keine Regung. Weder Augen noch Mund hatten eine Reaktion erkennen lassen. Bond beugte sich vor. Leise sagte er: »Aber mit Rücksicht auf das Mädchen, und nur ihretwegen, Dr. No, bin ich zu einem Handel bereit. Sichere Rückkehr nach Jamaika für uns gegen eine Woche Vorsprung für Sie. Sie können Ihr Flugzeug und Ihre Briefmarken nehmen und versuchen, zu verschwinden.«

Bond lehnte sich zurück. »Interessiert, Dr. No?«

## 16

Eine Stimme hinter Bond sagte ruhig: »Das Essen ist serviert.«

Bond fuhr herum. Es war der Leibwächter. Neben ihm ein anderer Mann, der sein Zwillingsbruder hätte sein können. Sie standen mit verschränkten Armen

da, zwei Muskelpakete, und sahen über Bonds Kopf hinweg zu Dr. No hinüber.

»Aha, schon neun Uhr!« Dr. No erhob sich langsam. »Kommen Sie bitte. Wir können unsere Unterhaltung in intimerer Umgebung fortsetzen.«

Eine Doppeltür hinter den beiden weißbefrackten Männern stand offen. Bond und das Mädchen folgten Dr. No in einen kleinen achteckigen mahagonigetäfelten Raum, der sein Licht von einem silbernen Kronleuchter erhielt. Genau darunter stand ein runder Mahagonitisch mit drei Gedecken. Silber und Glas funkeln im Licht. Dr. No nahm den mittleren Stuhl und wies dem Mädchen mit einer Verbeugung den Platz zu seiner Rechten an. Sie setzten sich und falteten weiße Seidenservietten auseinander. Die verlogene Höflichkeit und der bezaubernde Raum reizten Bond noch mehr. Am liebsten hätte er alles kurz und klein geschlagen, seine Seidenserviette um Dr. No's Hals geschlungen und solange gezogen, bis die Kontaktlinsen von selbst aus den schwarzen, teuflischen Augen sprängen.

Bond konzentrierte sich während des Essens darauf, das Mädchen seine Befürchtungen nicht spüren zu lassen. Er saß völlig gelockert da und aß und trank mit vorgetäushtem Appetit. Angeregt unterhielt er sich mit dem Mädchen über Jamaika – über Vögel, Tiere und Blumen, die für sie ein geläufiges Thema waren. Ab und zu berührten sich ihre Füße unter dem Tisch. Sie wurde beinahe fröhlich. Bond kam es fast so vor, als spielten sie ein Brautpaar, das bei einem verhassten Onkel zum Essen eingeladen ist.

Bond hatte keine Ahnung, ob sein kümmerlicher Bluff gewirkt hatte. Er gab sich keinen allzu großen Hoffnungen hin. Dr. No, wie Dr. No's Geschichte, strahlte Unbeugsamkeit aus. Was plante Dr. No als nächstes, wenn er die Fliegen erschlagen hatte, die ihn belästigten? Würde London die Spuren weiterverfolgen, die Bond entdeckt hatte, wenn man ihn und das Mädchen umbrachte? Wahrscheinlich schon. Pleydell-Smith würde dafür sorgen. Aber was würde Bonds Nachfolger bei Dr. No erreichen? Nicht viel. Dr. No würde für Bonds und Quarrels Verschwinden nur ein Achselzucken übrig haben. Nie von ihnen gehört! Und von ihrer Verbindung zu dem Mädchen wußte niemand etwas. In Jamaika würde man annehmen, Honeychile Rider sei auf einer ihrer Fahrten ertrunken.

Während er mit dem Mädchen plauderte, bereitete Bond sich auf das Schlimmste vor. Neben seinem Teller lag eine ganze Auswahl von Waffen. Als die Koteletts kamen, spielte er unentschlossen mit den verschiedenen Messern und wählte schließlich das Brotmesser, um sie zu zerschneiden. Während er aß und sprach, zog er unbemerkt das große stählerne Fleischmesser immer näher zu sich heran. Mit einer ausholenden Geste seiner rechten Hand stieß er sein Champagnerglas um und schob in der gleichen Sekunde das Messer blitzschnell mit der Linken in den weiten Ärmel seines Kimonos. Im darauffolgenden Durcheinander, während er und der Leibwächter den verschütteten Champagner

mit Servietten auftröckneten, hob Bond leicht den Arm und spürte, wie das Messer nach hinten in die Achselhöhle rutschte und dann weiter in den Kimono fiel. Nachdem er seine Koteletts gegessen hatte, zog er den Seidengürtel des Kimonos fester an, wobei er das Messer quer über seinen Bauch schob.

Der Kaffee wurde serviert, das Essen war beendet. Dr. No stellte vorsichtig die Tasse ab und legte seine beiden Stahlklauen vor sich auf den Tisch. Er wandte sich Bond zu. Seine Augen waren kalt und hart. »Hat es Ihnen geschmeckt, Mr. Bond?«

Bond nahm eine Zigarette aus dem Silberetui vor sich und zündete sie an. Er spielte mit dem silbernen Tischfeuerzeug. Er mußte es irgendwie an sich bringen. Feuer konnte eine weitere nützliche Waffe sein. Freundlich sagte er: »Ja. Es war ausgezeichnet.« Er sah zu dem Mädchen hinüber. Er lehnte sich nach vorn und legte die Arme auf den Tisch. Er kreuzte sie, wobei er das Feuerzeug umschloß. Er lächelte Honey an. »Ich hoffe, ich habe bestellt, was du gern magst?«

»O ja, es war wunderbar.«

Bond rauchte eifrig und bewegte dabei spielerisch die Hände, um seine Bewegungen zu tarnen. Dann wandte er sich an Dr. No. Er drückte seine Zigarette aus und setzte sich zurück, wobei er die Arme über der Brust verschränkte. Das Feuerzeug klemmte in seiner linken Achselhöhle. Er lächelte freundlich. »Und was passiert jetzt, Dr. No?«

»Wir können wieder zu unserer Unterhaltung übergehen, Mr. Bond.« Das dünne Lächeln verschwand. »Ich habe Ihren Vorschlag genau durchdacht. Ich nehme ihn nicht an.«

Bond zuckte die Achseln. »Das ist unklug.«

»Nein, Mr. Bond. Ich habe den Verdacht, daß Ihr Vorschlag ein Bluff ist. Leute in Ihrem Metier handeln nicht so, wie Sie es darstellen. Sie geben Routineberichte an ihr Hauptquartier durch und unterrichten ihren Vorgesetzten ständig über den Fortschritt ihrer Untersuchungen. Nein, Mr. Bond, ich nehme Ihnen Ihre Geschichte nicht ab. Falls sie aber doch wahr sein sollte, bin ich auf die Folgen vorbereitet. Lassen Sie ruhig Polizei oder Soldaten kommen. Wo sind ein Mann und ein Mädchen? Was für ein Mann und was für ein Mädchen? Ich weiß von nichts. Haben Sie Beweise? Wo ist Ihr Durchsuchungsbefehl? Die englischen Gesetze sind streng, meine Herren. Bitte gehen Sie und lassen Sie mich hier mit meinen geliebten Vögeln in Frieden. Verstehen Sie, Mr. Bond? Und nehmen wir an, daß es wirklich zum Schlimmsten kommt. Daß einer meiner Agenten spricht, was sehr unwahrscheinlich ist. Was habe ich dann zu verlieren? Zwei Tote mehr in der Anklageschrift. Aber, Mr. Bond, ein Mann kann nur einmal gehängt werden.« Er schüttelte leicht den Kopf. »Haben Sie sonst noch etwas zu sagen? Irgendwelche Fragen? Sie beide haben noch eine anstrengende Nacht vor sich.

Und ich muß sehr bald ins Bett. Das monatliche Schiff läuft morgen ein, und ich muß die Verladearbeiten überwachen. Ich werde den ganzen Tag unten am Quai verbringen müssen. Nun, Mr. Bond?«

Bond sah das Mädchen an. Sie war totenblaß. Sie starrte ihn an und wartete darauf, daß er ein Wunder vollbringe. Er sah auf seine Hände hinunter. Um Zeit zu gewinnen, fragte er: »Und was dann? Was steht nach Ihrem morgigen arbeitsreichen Tag auf dem Programm?«

»Oh, ich habe mir schon gedacht, daß Sie sich darüber den Kopf zerbrechen, Mr. Bond. Ich bewundere das bei einem Mann, der nur noch ein paar Stunden zu leben hat. In diesem Platz steckt mehr als Vogelmist. Ihr Instinkt hat Sie nicht getrogen.« Dr. No legte eine kurze Pause ein, um die folgenden Worte ganz wirken zu lassen. »Diese Insel, Mr. Bond, wird augenblicklich zum wertvollsten technischen Zentrum der Welt ausgebaut.«

»Wirklich?« Bond sah immer noch auf seine Hände.

»Zweifellos wissen Sie doch, daß Turks Island – es liegt ungefähr dreihundert Meilen von hier entfernt – eines der wichtigsten amerikanischen Testzentren für ferngelenkte Raketen ist?«

»Es ist ein wichtiges Zentrum, gewiß.«

»Vielleicht haben Sie etwas über die Raketen gelesen, die in letzter Zeit von ihrer Bahn abgewichen sind? Die mehrstufige SNARK zum Beispiel, die ihren Flug in den Wäldern Brasiliens beendete, anstatt im südlichen Atlantik?«

»Ja.«

»Sie entsinnen sich vielleicht, daß die Rakete die elektronischen Befehle, ihren Kurs zu ändern oder sich selbst zu zerstören, nicht befolgt hat? Sie entwickelte quasi einen eigenen Willen.«

»Ich erinnere mich.«

»Es hat noch andere Versager gegeben, entscheidende Versager, ich kann mich gar nicht an alle erinnern. Nun, Mr. Bond«, Dr. No konnte den Stolz in seiner Stimme nicht ganz unterdrücken, »es wird Sie vielleicht interessieren zu erfahren, daß die überwiegende Mehrzahl dieser Fehlschläge von Crab Key aus verursacht wurde.« – »Wirklich?«

»Sie glauben mir nicht? Das spielt keine Rolle. Andere tun es dafür. Und diese anderen sind die Russen. Die Russen sind meine Partner in diesem Spiel. Sie haben sechs meiner Leute ausgebildet, Mr. Bond. Zwei von diesen Männern haben augenblicklich Überwachungsdienst; sie überwachen die Radiofrequenzen, jene Richtstrahlen, auf denen diese Waffen reisen. Über uns im Berg, Mr. Bond, befinden sich Ausrüstungsgegenstände im Wert von einer Million Dollar. Ab und zu startet nun eine Rakete zu ihrem hundert oder fünfhundert Meilen

langen Flug über den Atlantik. Und wir verfolgen ihren Weg von hier aus genauso exakt, wie das von der Steuerzentrale auf Turks Island geschieht. Dann senden wir plötzlich unsere Impulse aus, das Elektronengehirn der Rakete gerät durcheinander, sie spielt verrückt, sie stürzt ins Meer, explodiert oder fliegt auf einmal in anderer Richtung weiter. Ein weiterer Test ist fehlgeschlagen. Man gibt den Fachleuten, den Konstrukteuren und Herstellern die Schuld. Im Pentagon gerät man in Panik. Man muß etwas anderes probieren, neue Frequenzen, neue Materialien, ein neues Elektronengehirn. Natürlich«, gab Dr. No zu, »haben wir auch Schwierigkeiten. Viele Raketen können wir nicht ablenken. Aber dann kommen von den Russen andere Vorschläge, und wir probieren sie aus.« Er legte eine kleine Pause ein. »Finden Sie das nicht interessant, Mr. Bond, diese kleine Nebenbeschäftigung neben meinem Guanohandel? Ich kann Ihnen versichern, sie ist außergewöhnlich einträglich. Vielleicht wird sie noch einträglicher. Vielleicht zahlt China noch mehr. Wer weiß? Ich habe schon Kontakte aufgenommen.«

Bond sah Dr. No nachdenklich an. Er hatte recht gehabt. Es steckte mehr, viel mehr hinter der ganzen Angelegenheit, als auf den ersten Blick zu erkennen war. Das also war das große Spiel, ein Spiel, das alles erklärte, ein Spiel, das auf dem internationalen Spionagemarkt sicher jedes Risiko wert war. Jetzt fügten sich die Teile des verworrenen Bildes richtig zusammen. Dafür lohnte es sich schon, ein paar Vögel zu verjagen und einige Menschen zu beseitigen. Natürlich mußte Dr. No ihn und das Mädchen jetzt töten.

Bond sah mit neuem Respekt in die schwarzen Augen. »Sie werden noch eine ganze Menge Leute umbringen müssen, um am Drücker zu bleiben«, sagte er. »Sie haben ein ziemlich großes Vermögen hier – größer, als ich es eingeschätzt hatte. Gewisse Leute werden sich von diesem Kuchen ein Stück abschneiden wollen. Ich würde zu gern wissen, wer Sie als erster erwischt. Diese Männer da oben«, er wies mit dem Finger gegen die Decke, »die in Moskau ausgebildet wurden? Sie sind die Techniker. Was wird Moskau ihnen wohl für einen Auftrag geben? Oder wissen Sie das etwa auch?«

»Sie unterschätzen mich noch immer, Mr. Bond«, sagte Dr. No. »Sie sind ein eigensinniger Mann und dümmer, als ich erwartet habe. Ich bin mir dieser Möglichkeit durchaus bewußt. Ich habe einen dieser Männer ganz auf meine Seite gezogen und zu meinem Agenten gemacht. Durch ihn bin ich über alle Nachrichten informiert, die aus Moskau eintreffen. Ich ergreife meine Vorsichtsmaßnahmen und werde das auch in Zukunft so halten. Wie ich schon sagte, Sie unterschätzen mich.«

»Ich unterschätze Sie keineswegs, Dr. No. Sie sind ein sehr vorsichtiger Mann, aber es sind schon zu viele Akten über Sie angelegt. In meinem Metier gilt das gleiche für mich. Ich kenne das Gefühl. Aber ich möchte nicht in Ihrer Haut stecken. Nehmen Sie zum Beispiel nur die Chinesen. Ich möchte mit ihnen

nichts zu tun haben. Das FBI wäre am harmlosesten – Raub und falsche Papiere. Aber kennen Sie die Russen so gut wie ich? Für sie gibt es keine Partner. Dazu kommt jetzt auch noch meine Dienststelle. Es gibt dort eine Menge hartnäckiger Leute, Dr. No. Wenn mir und dem Mädchen etwas passiert, werden Sie bald herausfinden, daß Crab Key eine sehr kleine und schutzlose Insel ist.«

»Ohne Risiko kann man nicht um hohe Einsätze spielen, Mr. Bond. Ich sehe die Gefahren und schütze mich so gut wie möglich dagegen. Sehen Sie, Mr. Bond, ich habe noch wesentlich größere Pläne. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich in der Lage bin, die Richtstrahlen, auf denen die Raketen fliegen, zu ändern. Ich kann sie vom Kurs abbringen. Was würden Sie sagen, Mr. Bond, wenn ich noch einen Schritt weitergehen könnte? Wenn ich die Raketen etwa in der Nähe der Insel im Meer landen lassen und ihre Konstruktionsgeheimnisse ausfindig machen könnte? Niemand auf Turks Island wäre überrascht, wenn ab und zu die erste einer neuen Serie die vorberechnete Flugbahn verlassen und in der Nähe von Crab Key ins Meer stürzen würde. Wenigstens zunächst würde man es auf einen Konstruktionsfehler zurückführen. Später fänden sie vielleicht heraus, daß neben eigenen Signalen andere ihre Raketen fernlenken. Sie würden alles daransetzen, den Ursprung der falschen Signale zu ermitteln. Sobald ich merkte, daß sie mir auf den Fersen sind, würde ich zum letzten Schlag ausholen. Ihre Raketen würden verrückt spielen. Sie würden in Kingston oder Havanna einschlagen. Sie würden umkehren und nach Miami zurückfliegen. Selbst ohne Sprengköpfe, Mr. Bond, können diese fünf Tonnen schweren Geschosse bei Überschallgeschwindigkeit beträchtlichen Schaden in einer dichtbevölkerten Stadt anrichten. Und was dann? Eine Panik würde entstehen. Die Experimente müßten eingestellt werden. Turks Island müßte schließen. Und wieviel würden die Russen wohl dafür zahlen, Mr. Bond? Und wieviel für die Raketen, die ich für sie entführt habe? Sagen wir zehn Millionen Dollar für das ganze Unternehmen? Zwanzig Millionen? Es wäre ein unschätzbare Sieg im Wettrüsten. Ich könnte meine Forderungen stellen. Glauben Sie nicht, Mr. Bond? Und sind Sie nicht auch meiner Meinung, daß diese Überlegungen Ihre Argumente und Drohungen durchaus unbedeutend erscheinen lassen?«

Bond sagte nichts. Es gab nichts mehr zu erwidern. Er hatte alle Antworten erhalten, das Geheimnis kennengelernt – und jetzt? Jetzt würde man ihm in aller Höflichkeit den Weg in sein Grab zeigen. Samt Geheimnis und samt dem Mädchen, das er in dieses wahnsinnige Abenteuer verstrickt hatte. Er hob sein Champagnerglas und leerte es mit einem Zug. Rauh sagte er: »Na gut, Dr. No. Lassen Sie uns mit der Komödie fortfahren. Wie sieht das Programm aus – Messer, Kugel, Gift, Strick? Aber bitte schnell, ich habe genug von Ihnen!«

Dr. No's Lippen preßten sich zu einem dünnen Strich zusammen. Seine Augen waren kalt. Jede Höflichkeit war aus seinem Gesicht verschwunden. Er sagte

etwas auf Chinesisch, und die beiden Wächter traten einen Schritt vor, packten die beiden Opfer oberhalb des Ellenbogens und presßten ihre Arme gegen die Rückenlehne ihrer Stühle. Sie leisteten keinen Widerstand. Bond war nur darauf bedacht, das Feuerzeug nicht zu verlieren. Die Hände auf seinen Armen fühlten sich wie Stahlklammern an. Er lächelte zu Honey hinüber. »Es tut mir leid, Honey. Aber ich fürchte, wir werden nun doch nicht miteinander spielen können.«

Die blauen Augen in dem blassen Gesicht waren vor Entsetzen geweitet. Ihre Lippen zitterten, als sie sagte: »Wird es weh tun?«

»Ruhe!« Dr. No's Stimme war schneidend. »Natürlich wird es weh tun! Ich bin an Schmerzen sehr interessiert. Und ich bin ebenso daran interessiert festzustellen, wieviel der menschliche Körper aushalten kann. Sie beide haben mir großen Ärger verursacht. Als Ausgleich dafür beabsichtige ich, Ihnen große Schmerzen zu verursachen. Ich werde ein Protokoll über Ihre Ausdauer führen. Eines Tages werden meine Forschungsergebnisse veröffentlicht. Ihr Tod wird der Wissenschaft genützt haben. Ich vergeude menschliches Material niemals sinnlos. Es ist ein Jahr her, seit ich ein Mädchen auf die gleiche Weise habe sterben lassen, die ich für Sie ausgewählt habe, mein Fräulein. Sie war eine Negerin. Sie hat es nur drei Stunden ausgehalten. Sie starb aus Angst. Ich habe mir immer ein weißes Mädchen zu Vergleichszwecken gewünscht. Und ich bekomme immer, was ich mir wünsche.« Dr. No lehnte sich zurück. Er ließ das Mädchen nicht aus den Augen, um ihre Reaktionen beobachten zu können. Sie starrte ihn an wie die Maus eine Klapperschlange.

Bond biß die Zähne zusammen.

»Sie stammen aus Jamaika, deshalb werden Sie auch verstehen, worüber ich spreche. Diese Insel wird Crab Key genannt. Sie trägt diesen Namen, weil eine unvorstellbare Menge von Krabben auf ihr lebt, Landkrabben – in Jamaika nennt man sie ›schwarze Krabben‹. Sie kennen sie sicher. Jede wiegt etwa ein Pfund und ist so groß wie eine Untertasse. Um diese Jahreszeit kommen sie zu Tausenden aus ihren Löchern unten am Strand und krabbeln zum Berg herauf. Sie marschieren dabei durch alles und über alles. Sie vertilgen alles, was sie unterwegs antreffen. Augenblicklich sind sie ›unterwegs‹. Sie kommen zu Zehntausenden den Berg herauf, in Wellen. Und heute nacht werden sie mitten auf ihrem Weg den nackten Körper einer Frau finden, angebunden natürlich – ein Festmahl für sie –, und sie werden den warmen Körper mit ihren Freßwerkzeugen abtasten, und dann wird eine mit ihren Zangen den ersten Einschnitt anbringen und dann ... und dann ...«

Das Mädchen stöhnte auf. Ihr Kopf fiel auf die Brust. Sie war ohnmächtig geworden. Bond wand sich auf seinem Stuhl. Die mächtigen Hände des Wärters hielten ihn wie Klammern. Er konnte nicht einmal die Stuhlbeine auf dem Boden bewegen. Als er seine Stimme wieder in der Gewalt hatte, stieß er mit aller

Gehässigkeit, die er besaß, hervor: »Sie Bastard! Dafür werden Sie in der Hölle schmoren.«

Dr. No lächelte dünn. »Mr. Bond, nehmen Sie's nicht so schwer. Ich glaube nicht an die Hölle. Trösten Sie sich. Vielleicht beginnen die Krabben am Hals oder in der Herzgegend. Der Pulsschlag wird sie anlocken. Dann dauert es nicht allzulange.« Er sagte einen Satz auf Chinesisch. Der Wächter hinter dem Stuhl des Mädchens beugte sich nach vorn, hob sie hoch wie ein kleines Kind und warf den leblosen Körper über die Schulter. Er ging zur Tür, öffnete sie, schloß sie geräuschlos und verschwand.

Einen Augenblick lang war es still in dem Raum. Bond dachte nur an das Messer im Kimono und an das Feuerzeug in seiner Achselhöhle. Was konnte er mit diesen beiden Dingen ausrichten?

Dr. No begann wieder ruhig: »Sie sagen, Macht sei eine Illusion, Mr. Bond. Haben Sie Ihre Meinung geändert? Meine Macht, diesen ganz speziellen Tod für das Mädchen auszuwählen, ist sicher keine Illusion. Aber lassen Sie uns lieber zur Art Ihres Abganges kommen. Sehen Sie, Mr. Bond, mich interessiert die Anatomie des Mutes – die Leidenschaft des menschlichen Körpers. Aber wie soll man sie messen? Ich habe mich sehr eingehend mit diesem Problem beschäftigt, und ich glaube, ich habe es gelöst. Es ist allerdings erst eine grobe Methode, und ich werde sicher durch Erfahrung noch viel lernen, je mehr Objekte diesem Test unterworfen werden. Ich habe Sie für dieses Experiment so gut vorbereitet, wie es ging. Ich gab Ihnen ein Schlafmittel, damit Ihr Körper ausgeruht ist, und ich habe Sie so gut gefüttert, daß Sie bei vollen Kräften sind. Zukünftige – nun, wie soll ich sie nennen – Patienten werden die gleichen Startbedingungen haben wie Sie. Alles weitere ist dann eine Frage des persönlichen Mutes und der Leidenschaft.« Dr. No studierte Bonds Gesicht. »Sehen Sie, Mr. Bond, ich habe mir ein Hindernisrennen ausgedacht, ein Rennen gegen den Tod. Ich möchte nicht mehr darüber sagen, da das Überraschungsmoment ein wesentlicher Bestandteil der Angst ist. Die unbekanntesten Gefahren sind die schlimmsten. Und ich kann wohl mit Recht sagen, daß der Spießrutenlauf, den Sie albsolvieren werden, eine reiche Auswahl an Überraschungsmomenten enthält. Es ist besonders interessant, Mr. Bond, daß ein Mann von Ihren physischen Qualitäten mein erster Kandidat ist. Es wird außerordentlich spannend sein zu beobachten, wie weit Sie kommen. Ich setze große Erwartungen in Sie. Sie werden der erste Punkt auf einem Diagramm sein. Eine gewisse Ehre, oder nicht, Mr. Bond?«

Bond sagte nichts. Was, zum Teufel, sollte das alles bedeuten? Woraus konnte dieser Test bestehen? War es möglich, ihn zu überleben? Konnte er unter Umständen entkommen und das Mädchen erreichen, ehe es zu spät war, und sei es auch nur, um sie zu töten und ihr so die Folter zu ersparen? Bond nahm seinen ganzen Mut zusammen und konzentrierte seinen Willen darauf, am Leben zu

bleiben. Vor allen Dingen mußte er sich auf seine Waffen verlassen.

Dr. No stand auf, ging langsam zur Tür und drehte sich dann noch einmal um. Er verbeugte sich leicht. »Kämpfen Sie einen guten Kampf für mich, Mr. Bond. Meine Gedanken, wie man so schön sagt, werden bei Ihnen sein.« Dr. No wandte sich um, und die Tür schloß sich leise hinter ihm.

## 17

Ein Mann wartete beim Lift. Die Tür stand offen. Bond wurde hineingeschoben. Sein Wächter ließ ihn auch jetzt nicht los. Die Tür schloß sich zischend. Sie fuhren aufwärts. Bond versuchte, die Höhe abzuschätzen. Der Lift hielt an. Die Fahrt war Bond kürzer vorgekommen als jene zusammen mit dem Mädchen. Sie traten in einen Gang ohne Teppich hinaus. Die Steinwände waren grau getüncht. Der Gang war etwa sieben Meter lang.

»Wart auf mich, Joe«, sagte Bonds Wächter zu dem Mann im Lift. »Bin gleich wieder da.«

Bond wurde durch den Gang geschoben, an Türen vorbei, die mit Buchstaben gekennzeichnet waren. Ein feines Summen lag in der Luft. Es hörte sich an, als seien sie im Maschinenraum des Berges. Sie erreichten die Tür am Ende des Ganges, die ein schwarzes Q als Kennzeichen trug. Sie stand offen, und der Wächter stieß Bond hinein. Er befand sich in einer grau getünchten Zelle, die etwa fünf Meter im Quadrat maß. Sie enthielt nichts als einen Holzstuhl, auf dem sorgfältig gewaschen, gebügelt und gefaltet Bonds schwarze Jeans und sein blaues Hemd lagen.

Der Wächter ließ Bonds Arme los. »So, da wären wir, Kollege. Das ist der Start. Du kannst entweder hier sitzenbleiben und verfaulen oder den Ausgang suchen. Glückliche Landung.«

Bond versuchte es wenigstens. Leise sagte er: »Würdest du gern zehntausend Dollar verdienen, garantiert, und eine Fahrkarte irgendwohin in die Welt?« Er beobachtete das Gesicht des Wächters, dessen Mund sich zu einem breiten Grinsen verzog.

»Danke, Mister. Ich bleib' lieber am Leben.« Er wollte die Tür schließen. Bond flüsterte eindringlich: »Wir könnten zusammen von hier verschwinden.«

»Quatsch!« sagte der Mann und schlug die Tür mit einem deutlichen Knall zu.

Bond zuckte die Achseln. Er sah sich die Tür genau an. Sie war aus Metall und hatte innen keine Klinke. Bond ging zu dem Stuhl, setzte sich auf die Kleidungsstücke und schaute sich in der Zelle um. Die Wände waren kahl, bis auf

ein Belüftungsgitter aus dickem Draht in einer Ecke genau unterhalb der Decke. Das Gitter war breiter als seine Schulter. Es war offensichtlich der Ausgang. Die einzige andere Unterbrechung der Wand war ein dickes, gläsernes Bullauge genau über der Tür, etwa so groß wie Bonds Kopf, durch das Licht aus dem Gang in die Zelle fiel. Sonst gab es nichts.

Es mußte jetzt etwa zehn Uhr dreißig sein. Irgendwo draußen am Berghang würde nun das Mädchen liegen. Bond biß beim Gedanken an den goldbraunen Körper, den man an Händen und Füßen angepflockt hatte, die Zähne zusammen. Mit einem Ruck stand er auf. Was ihn auch auf der anderen Seite des Drahtgitters erwarten mochte, er durfte keine Zeit mehr verlieren.

Bond legte das Messer und das Feuerzeug auf den Stuhl und warf den Kimono ab. Er zog seine Hose und das Hemd an und steckte das Feuerzeug in die Tasche. Mit dem Daumen fuhr er leicht über die Schneide des Messers. Sie war sehr scharf. Mit einer Spitze würde es aber noch wirksamer sein. Bond kniete sich auf den Boden und begann, das Messer am Stein zu wetzen. Nach einer kostbaren Viertelstunde war er mit dem Ergebnis zufrieden. Es war zwar kein Dolch, aber man konnte damit zustechen und schneiden. Bond nahm das Messer zwischen die Zähne, stellte den Stuhl unter das Gitter und stieg hinauf. Das Gitter! Wenn er es aus seiner Halterung reißen konnte, würde sich die Einfassung aus viertelzölligem Draht vielleicht zu einem Speer geradbiegen lassen. Damit hätte er eine dritte Waffe. Bond langte hinauf.

Das nächste, dessen er sich bewußt wurde, war ein brennender Schmerz in seinem Arm und das Aufschlagen seines Kopfes auf den Steinboden. Er lag betäubt und registrierte im Unterbewußtsein einen blauen Blitz sowie das Zischen und Knistern von elektrischem Strom.

Bond stützte sich mühsam auf die Knie, ließ den Kopf hängen und schüttelte ihn wie ein verwundetes Tier hin und her. Er nahm den Geruch von verbranntem Fleisch wahr. Er hob die rechte Hand dicht vor die Augen. Die rote Spur einer offenen Brandwunde verlief quer über die Finger und begann sogleich zu schmerzen. Bond fluchte unflätig und stand langsam auf. Er starrte zu dem Drahtgitter empor, als könnte es, wie eine Schlange, noch einmal zustoßen. Entschlossen stellte er den Stuhl gegen die Wand. Er hob das Messer auf, schnitt einen Stoffstreifen von dem Kimono und wickelte ihn fest um seine Finger. Dann stieg er wieder auf den Stuhl und betrachtete das Gitter. Zweifellos sollte er da hinaus. Der Schock hatte ihn nur einschüchtern sollen – ein kleiner Vorgeschmack auf die Schmerzen, die ihn erwarteten. Sicher hatte er einen Kurzschluß verursacht. Und ohne Zweifel war der Strom inzwischen abgeschaltet worden. Er zögerte nur einen Augenblick, dann griffen die Finger seiner linken Hand in das Drahtgeflecht.

Nichts! Nichts – nur Draht! Bond atmete tief auf. Er fühlte, wie seine Nerven

sich entspannten. Er zerrte an dem Drahtgitter. Es gab ein paar Zentimeter nach. Er zerrte stärker. Es löste sich von der Wand und baumelte an zwei Kupferleitungen, die in der Wand verschwanden. Bond riß das Gitter los und sprang vom Stuhl herunter. Ja, der Rahmen war nicht aus einem Stück. Bond machte sich an die Arbeit. Er löste das Drahtgeflecht und bog die Einfassung gerade, wobei er den Stuhl als Hammer benutzte.

Nach zehn Minuten hatte er einen etwa einen Meter langen Speer fertig. Man konnte damit zwar keine Kleider durchstoßen, aber für das Gesicht und den Hals eines Gegners war er lebensgefährlich. Unter Aufwendung seiner ganzen Kraft bog Bond ein Ende zu einem plumpen Griff um. Dann maß er die Länge des Drahtes an seinem Bein ab. Er war zu lang. Bond bog den Speer in der Mitte zusammen und hakte ihn am Hosenbund ein. Er reichte jetzt noch bis knapp übers Knie. Bond ging zum Stuhl zurück und stieg hinauf. Nervös tastete er den Rand des Ventilationsschachtes ab. Er bekam keinen Schlag. Bond zog sich hinauf und schob sich durch die Öffnung.

Der Schacht war ein paar Zentimeter breiter als Bonds Schultern. Er war rund und aus glänzendem Metall gefertigt. Bond nahm das Feuerzeug aus der Hosentasche und ließ es aufflammen. Ja, das Rohr war verzinkt. Der Schacht verlief kerzengerade, nur von den Wülsten an den Anschlußstellen der einzelnen Rohrstücke unterbrochen. Bond steckte das Feuerzeug wieder ein und kroch vorwärts.

Es war nicht anstrengend. Kühle Luft aus dem Ventilationssystem blies ihm ins Gesicht. Die Luft roch nicht nach Meer – sie kam aus einer Klimaanlage. Dr. No mußte einen der Luftschächte für seine Zwecke ausgebaut haben. Was für Fallen hatte er aufgestellt, um die Ausdauer seiner Opfer kennenzulernen? Sie waren ohne Zweifel raffiniert und schmerzhaft – dazu bestimmt, die Widerstandskraft des Opfers zu schwächen. Am Ziel, wenn man es so bezeichnen wollte, würde dann der *coup de grâce*, die Feuerprobe, warten – vorausgesetzt natürlich, daß das Opfer so weit kam. Es würde etwas Ungeheuerliches sein, etwas, vor dem es kein Entrinnen gab. Es sei denn, daß Dr. No sich ein bißchen zu überlegen fühlte, daß er den Willen zum Überleben unterschätzte. Das, dachte Bond, war seine einzige Hoffnung – zu versuchen, die vor ihm liegenden Gefahren zu überleben, sich wenigstens bis zum letzten zu wehren.

Vor ihm tauchte ein heller Schimmer auf. Bond kroch mit äußerster Vorsicht darauf zu; alle seine Sinne waren angespannt. Es wurde heller. Ein Lichtstrahl wurde vom Ende des Querschachtes zurückgeworfen. Bond kroch weiter, bis sein Kopf gegen das Metall stieß. Er drehte sich auf den Rücken. Genau über ihm, am Ende eines senkrecht nach oben führenden Schachtes, brannte ein Licht. Es kam ihm vor, als schaue er durch einen langen Gewehrlauf. Bond schob sich um die rechtwinklige Krümmung und stand aufrecht. Er sollte also in dieser

schimmernden Metallröhre ohne jeden Halt hinaufklettern! War das überhaupt möglich? Bond dehnte die Schultern. Sie preßten sich gegen die Metallwände. Auch seine Füße könnten für kurze Augenblicke Halt finden, obwohl sie sofort wieder abrutschen würden, es sei denn, die Wülste an den Anschlußstellen der Rohrstücke dienten ihm sekundenlang als Stütze. Bond zuckte die Achseln und schleuderte seine Schuhe weg. Es hatte keinen Sinn, das Für und Wider abzuwägen. Er mußte es einfach versuchen.

Zentimeterweise begann sich Bonds Körper in dem senkrechten Schacht hinaufzuarbeiten – Schultern breitmachen, um durch den Druck gegen das Rohr Halt zu finden, Füße hochziehen, Knie zusammen, Füße gegen das Metall stemmen und, während die Füße unter dem Körpergewicht nach unten wegrutschten, Schultern zusammenziehen und ein paar Zentimeter nach oben schieben. Noch einmal, und noch einmal, und immer wieder die gleichen Bewegungen! Anhalten bei jedem millimeterbreiten Wulst an der Nahtstelle zweier Rohrstücke, Luft holen, den nächsten Schritt abmessen. Nicht nach oben schauen, nur an die Zentimeter denken, die einer nach dem anderen bezwungen werden müssen. Nicht an den Lichtschein denken, der nicht heller wird und nicht näher rückt. Nicht daran denken, daß man den Halt verlieren, abstürzen und sich die Knochen auf dem Boden des Schachts zerschmettern könnte. Keine Rücksicht auf einen Krampf nehmen. Keine Rücksicht nehmen auf die schmerzenden Muskeln oder die brennenden, angeschwollenen Schultern und Füße. Nur jeden einzelnen wertvollen Zentimeter bezwingen.

Doch dann begannen seine Füße zu schwitzen und abzurutschen. Zweimal verlor Bond ein ganzes Stück, ehe er mit den Schultern den Fall abbremsen konnte. Schließlich mußte er ganz stehenbleiben, um den Schweiß in dem Luftzug von oben trocknen zu lassen. Volle zehn Minuten ruhte Bond aus, wobei er sein verzerrtes Spiegelbild in dem glänzenden Metall anstarrte, ein Gesicht, das durch das Messer im Mund in zwei Hälften gespalten schien. Noch immer schaute er nicht nach oben, um festzustellen, wie weit es noch war. Die Enttäuschung wäre vielleicht zu groß. Sorgfältig wischte Bond seine Füße an den Hosenbeinen ab und begann von neuem.

Bond kämpfte jetzt nur noch mit halbem Bewußtsein. Er merkte nicht einmal, daß der Luftzug stärker und das Licht langsam heller wurden. Er kam sich vor wie eine verwundete Raupe, die das Abflußrohr einer Badewanne hinaufkroch. Was würde er sehen, wenn er oben war? Ein nacktes Mädchen, das sich gerade abtrocknete? Einen Mann, der sich rasierte? Sonnenlicht, das durch ein offenes Fenster in ein leeres Badezimmer fiel?

Bond stieß mit dem Kopf gegen ein Hindernis. Der Stöpsel war in der Abflußöffnung! Der Schock dieser Enttäuschung ließ ihn einen Meter abrutschen, ehe er wieder Halt finden konnte. Dann erst wurde er sich bewußt, daß er das

obere Ende des Schachtes erreicht hatte! Jetzt bemerkte er auch das helle Licht und den starken Luftzug. Hastig, aber vorsichtig, schob er sich wieder nach oben, bis sein Kopf anstieß. Der Wind kam von der linken Seite. Vorsichtig drehte er den Kopf. Ein weiterer Querschacht! Über ihm fiel Licht durch ein dickes Bullauge. Jetzt mußte er sich nur noch ganz umdrehen, den Rand des neuen Schachtes packen und irgendwie genug Kraft aufbringen, um sich hineinzuziehen. Dann konnte er sich hinlegen.

Mit ungeheurer Sorgfalt, die der Angst entsprang, er könne einen Fehler machen, den Schacht hinabsausen und unten zerschmettert liegen bleiben, vollführte Bond die Wendung, schwang sich dann unter Aufbietung seiner letzten Kraft in die Öffnung und fiel aufs Gesicht.

Später – wieviel später? – öffneten sich Bonds Augen, und sein Körper bewegte sich unruhig hin und her. Die kühle Luft hatte ihn aus einer fast völligen Bewußtlosigkeit geweckt. Stöhnend wälzte er sich auf den Rücken. Langsam gewann er seinen klaren Verstand und seine Kraft zurück. Er hatte keine Ahnung, wie spät es war oder an welcher Stelle im Berginnern er sich befand. Er hob den Kopf und schaute zu dem Bullauge über der gähnenden Röhre zurück, aus der er gekommen war. Das Licht schimmerte gelblich, und das Glas sah dick aus.

Plötzlich bemerkte er hinter dem Glas eine Bewegung. Er erkannte zwei Augen, die ihn gleichgültig anstarrten und dann verschwanden. Bond grinste böseartig. Man überwachte also seinen Fortschritt und erstattete Dr. No darüber Bericht! Mit einem Fluch drehte Bond sich wieder auf den Bauch. Er hob den Kopf und sah nach vorn. Der Schacht verlor sich in Dunkelheit. Weiter! Es hatte keinen Sinn, hier herumzuliegen. Er hob das Messer auf, das ihm entglitten war, nahm es wieder zwischen die Zähne und wand sich vorwärts.

Nach kurzer Zeit wurde es dunkel um ihn. Ab und zu legte Bond eine Pause ein und knipste das Feuerzeug an, aber vor ihm war nichts als Schwärze. Die Luft im Schacht wurde langsam wärmer und nach einer Weile sogar heiß. Der Geruch von Hitze, von metallischer Hitze, lag in der Luft. Bond begann zu schwitzen. Wenig später war sein ganzer Körper naß, und er mußte alle paar Minuten anhalten, um sich den Schweiß aus den Augen zu wischen. Der Schacht machte einen Knick nach rechts. Dahinter fühlte sich das Metall der Röhre heiß an. Der Geruch der Hitze wurde immer unerträglicher. Ein weiterer Knick nach rechts. Sobald er um die Ecke schauen konnte, zog er das Feuerzeug aus der Tasche, ließ es aufflammen, kroch zurück und blieb keuchend liegen. Das flackernde Licht hatte ihm fleckiges, schwärzliches Zink gezeigt. Das nächste Hindernis war Hitze!

Bond stöhnte laut auf. Wie sollte sein geschwächter Körper das überstehen? Wie konnte er seine Haut gegen das heiße Metall schützen? Er war machtlos. Er konnte entweder zurückkriechen, bleiben, wo er war, oder weitermachen. Es gab

keine andere Möglichkeit. Immerhin blieb ihm ein winziger Trost. Diese Hitze würde nicht töten, nur verstümmeln. Das war noch nicht das Ende – nur eine weitere Probe, wieviel er ertragen konnte. Bond dachte an das Mädchen und an das, was sie durchmachen mußte. Na gut! Vorwärts!

Er schnitt mit dem Messer die Vorderseite seines Hemdes ab und riß sie in Streifen. Seine einzige Hoffnung bestand darin, jene Teile seines Körpers, die der Hitze am meisten ausgesetzt sein würden, durch eine Art Verband zu schützen – nämlich seine Hände und Füße. Für Knie und Ellenbogen mußte der dünne Stoff von Hose und Hemd genügen. Erschöpft machte er sich an die Arbeit, wobei er leise vor sich hinfluchte.

Jetzt war er fertig. Eins, zwei, drei ...

Bond bog um die Ecke und arbeitete sich vorwärts.

Den nackten Bauch vom Boden weghalten! Schultern zusammenziehen! Hände, Knie, Füße; Hände, Knie, Füße! Schneller, schneller!

Die Knie bekamen das meiste ab, da Bonds Gewicht darauf ruhte. Jetzt begannen die umwickelten Hände zu qualmen. Ein Funke sprühte auf und noch einer, dann ein ganzer Schwärm. Der Qualm biß in Bonds Augen. Er bekam keine Luft mehr. Seine Lungen schienen zu platzen. Funken sprühten von seinen Händen, während er sie nach vorn schob. Der Stoff mußte bald ganz verkohlt sein. Dann würde die Haut verbrennen. Bond schwankte und stieß mit seiner wunden Schulter gegen das Metall. Er schrie auf. Er schrie jetzt jedesmal, wenn Hände, Knie oder Zehen das Metall berührten. Er war fertig. Am Ende. Er würde hier langsam zu Tode schmoren. Nein! Er mußte sich weiterschleppen, schreien, bis das Fleisch bis auf die Knochen verbrannt war. Die Haut an seinen Knien mußte bereits weggescheuert sein. Gleich würden auch seine Handballen das sengende Metall berühren. Schreien, schreien, schreien! Das hilft gegen den Schmerz. Solange man schreien kann, lebt man! Weiter! Weiter! Es kann nicht mehr lange dauern. Es ist nicht geplant, daß du hier sterben sollst! Nicht aufgeben!

Bonds rechte Hand stieß gegen ein Hindernis, das jedoch sofort nachgab. Eiskalte Luft strömte ein. Seine andere Hand stieß gegen das Hindernis, dann sein Kopf. Es gab einen scheppernden Laut. Bond spürte, wie die untere Kante einer Asbestklappe seinen Rücken entlangstrich. Dann war er durch. Die Klappe schlug mit einem Knall zu. Seine Hände fanden eine massive Mauer. Sie tasteten nach rechts und links. Die kühle Luft stach in seinen Lungen. Vorsichtig berührten seine Finger den Metallboden. Er war kalt! Stöhnend fiel Bond aufs Gesicht und blieb bewegungslos liegen. Etwas später brachten ihn die Schmerzen wieder zur Besinnung. Bond rollte sich mühsam auf den Rücken. Verschwommen erkannte er über sich das beleuchtete Bullauge. Verschwommen nahm er die Augen wahr, die auf ihn herunterstarrten. Dann ließ er sich wieder in den schwarzen Abgrund fallen.

Jahre später – so schien es ihm zumindest – kam Bond zu sich. Als seine Augen sich öffneten und auf die anderen Augen hinter dem Glas trafen, überfiel ihn der Schmerz und schüttelte ihn. Er versuchte sich klarzuwerden, über welche Kraftreserven er noch verfügte. Wieviel konnte er jetzt noch ertragen? Seine menschlichen Reserven waren zu Ende. Aber es blieben noch die rein animalischen, und die sind bei einem starken Tier groß!

Langsam und stöhnend kroch Bond einige Meter von den beobachtenden Augen weg, nahm das Feuerzeug aus der Tasche und ließ die Flamme aufschnappen. Vor ihm lag nichts als tödliche Schwärze. Bond steckte das Feuerzeug wieder ein, atmete tief auf und stützte sich auf Hände und Knie. Schwerfällig kroch er weiter.

Der Stoff an Bonds Knien und Ellenbogen war weggebrannt. Im Unterbewußtsein registrierte er die Feuchtigkeit, als seine Brandblasen durch das Rutschen auf dem kalten Metall aufplatzten. Er bewegte nacheinander alle Finger und Zehen, um ihre Schmerzempfindlichkeit zu prüfen. Nach und nach fand er heraus, was am meisten weh tat. Dieser Schmerz ist erträglich, redete er sich ein. Wenn ich mit einem Flugzeug abgestürzt wäre, würde die Diagnose nur auf äußere Quetschungen und Verbrennungen lauten. Ich würde nach ein paar Tagen aus dem Krankenhaus entlassen. Es fehlt mir nichts. Ich bin ein Überlebender des Absturzes. Es tut weh, aber es ist nicht schlimm. Doch hinter diesen Überlegungen verbarg sich das Wissen, daß der eigentliche Absturz noch auf ihn wartete – daß er sich langsam, aber sicher darauf zubewegte. Wann würde es soweit sein? Wie lange würde er noch gequält werden, bis das Ende kam?

Die winzigen roten Punkte vor ihm in der Dunkelheit konnten eine Sinnestäuschung sein, Trübungen seiner Augen aufgrund der Erschöpfung. Bond blieb stehen und kniff die Augen zusammen. Er schüttelte den Kopf. Nein, sie waren immer noch da. Vorsichtig kroch er näher. Jetzt bewegten sie sich. Wieder hielt er an. Er lauschte. Durch das heftige Hämmern seines Pulses hörte er ein sanftes Rascheln. Die Punkte hatten sich vermehrt. Jetzt waren es zwanzig oder dreißig; sie bewegten sich hin und her, manche schnell, andere langsam. Bond griff nach seinem Feuerzeug. Er hielt den Atem an, als er die kleine gelbe Flamme aufspringen ließ. Die roten Punkte verschwanden. An ihrer Stelle blockierte einen Meter vor ihm ein hauchdünnes Drahtgewebe den Schacht.

Bond schob sich näher heran, wobei er das Feuerzeug vor sich hielt. Es war eine Art Käfig mit irgendwelchen kleinen Lebewesen. Er konnte hören, wie sie sich vor der Flamme zurückzogen. Einige Zentimeter vor dem Drahtgewebe löschte er das Feuerzeug und gewöhnte seine Augen wieder an die Dunkelheit. Während er wartete und lauschte, tauchten nach und nach die roten Punkte wieder auf und starrten ihn durch das Gitternetz an. Was war das? Schlangen? Skorphone? Tausendfüßler?

Vorsichtig näherte er sein Gesicht diesen kleinen roten Punkten bis auf wenige Zentimeter. Er hob das Feuerzeug neben seine Augen und ließ es plötzlich aufschnappen. Er erhaschte einen Blick auf winzige, in den Maschendraht geklammerte Klauen, auf Dutzende pelzartiger Beine und sackähnlicher pelzartiger Bäuche, auf denen große Insektenköpfe saßen, die mit Augen übersät zu sein schien. Die Tiere ließen sich von dem Drahtgewebe fallen und zogen sich hastig in die hinterste Ecke des Käfigs zurück, wo sie zu einem wirren graubraunen Knäuel geballt hocken blieben.

Bond spähte durch den Maschendraht und bewegte das Feuerzeug hin und her. Dann löschte er die kleine Flamme, um Benzin zu sparen, und pfiiff leise durch die Zähne.

Das waren Spinnen, riesige Taranteln, fast faustgroß. Zwanzig Stück. Und irgendwie mußte er an ihnen vorbeikommen.

Bond legte sich auf den Metallboden, um auszuruhen, während die roten Augen wieder vor seinem Gesicht auftauchten. Wie tödlich waren diese Biester? Wieviel an den Erzählungen über sie war Erfindung? Gewiß, sie konnten Tiere töten, aber wie tödlich waren diese riesigen Spinnen mit dem langen weichen Pelz für einen Menschen? Bond schauderte. Er erinnerte sich an den Tausendfüßler. Die Berührung der Taranteln würde viel sanfter sein. Sie würden sich wie die Tatzen eines winzigen Teddybären anfühlen – bis sie zubissen und ihr Gift in das Blut spritzten.

Aber war das wirklich Dr. No's letzter Trumpf? Ein Biß oder vielleicht auch zwei – um sein Opfer bis zur äußersten Grenze der ertragbaren Schmerzen zu treiben. Das Entsetzen, dieses Drahtgewebe in der Dunkelheit durchbrechen – Dr. No hatte ja nicht mit Bonds Feuerzeug rechnen können – und sich durch die Ansammlung roter Augen durcharbeiten zu müssen, einige der weichen Körper zu zerdrücken, aber die Bisse der anderen zu spüren ... Und dann die Bisse jener Spinnen, die sich in den Kleidern verfangen ... Und dann die schleichende Wirkung des Giftes ... So etwa mußte es sich Dr. No ausgedacht haben – sein Opfer schreiend vor Schmerz auf das letzte Stück des Weges zu schicken! Wohin? Zum letzten Hindernis?

Aber Bond besaß das Feuerzeug, das Messer und den Drahtspeer.

Jetzt mußte er nur die Nerven behalten und mit allergrößter Genauigkeit vorgehen.

Leise zog Bond den Docht des Feuerzeugs zwei Zentimeter weiter heraus, damit die Flamme größer wurde. Er zündete es an, und während die Spinnen zurückwichen, stach er mit dem Messer in den Maschendraht, schlitzte ihn am Rahmen entlang auf und riß ihn dann in einem Stück heraus. Er nahm das Messer wieder zwischen die Zähne und schob sich durch die Öffnung. Die Spinnen

verkrochen sich vor der Flamme des Feuerzeugs und hockten übereinander. Bond zog den Drahtspeer aus seiner Hose und stieß den dicken, doppelten Draht mitten in die pelzige Masse. Immer und immer wieder stieß er zu und zerfetzte die Körper. Als einige Spinnen in seine Richtung entkommen wollten, hielt er sie mit der Flamme des Feuerzeugs in Schach und erschlug dann eine nach der anderen. Jetzt fielen die noch lebenden Spinnen über die toten und verletzten her, und Bond brauchte nur noch unablässig in die zuckende, Übelkeit erregende Masse aus Blut und Pelz hineinzuschlagen.

Langsam hörte jede Bewegung auf. Waren sie alle tot? Versteckten sich einige? Die Flamme des Feuerzeugs wurde kleiner. Er mußte es einfach darauf ankommen lassen. Bond streckte eine Hand aus und schob die leblose Masse zur Seite. Dann nahm er das Messer aus dem Mund, zerschnitt das Drahtgewebe am anderen Ende des Käfigs und bog es über den Haufen zerfetzter Körper. Die Flamme flackerte und verlosch. Bond riß sich zusammen, schnellte seinen Körper über die blutige Masse hinweg und durch die Öffnung auf der anderen Seite. Meterweit kroch er durch den Schacht, ehe er liegenblieb, um zu Atem zu kommen und seine Nerven zu beruhigen.

Über ihm schimmerte ein trübes Licht auf. Bond drehte den Kopf zur Seite und schaute hinauf. Er wußte bereits, was er sehen würde. Die schrägen gelben Augen hinter dem dicken Glas sahen interessiert auf ihn herunter. Der Kopf bewegte sich langsam hin und her. Die Augen verzogen sich zu einem Ausdruck ironischer Anteilnahme. Dann erschien hinter dem Glas eine Faust, deren Daumen in einer abschiednehmenden Geste nach unten wies. Sie verschwand, das Licht erlosch. Bond wandte sein Gesicht wieder dem Boden zu und legte die Stirn gegen das kühle Metall. Die Geste hatte ihm gezeigt, daß nun die letzte Runde begonnen hatte, daß die Beobachter mit ihm fertig waren.

Bond biß die Zähne zusammen. Er dachte an das Mädchen, und der Gedanke an sie gab ihm neue Kraft. Er war noch nicht tot. Verdammt noch mal, er wollte nicht sterben! Nicht, ehe man ihm das Herz herausriß.

Er mußte weiter. Mit großer Sorgfalt verstaute er seine Waffen und setzte dann seinen Weg in die Dunkelheit fort. Der Schacht begann sich leicht nach unten zu neigen. Das machte das Vorwärtskommen einfacher. Bald wurde die Schräge steiler, so daß Bonds Körper fast von allein rutschte. Es war eine willkommene Erleichterung für seine überanstrengten Muskeln. Die Dunkelheit vor ihm ging fast unmerklich in einen grauen Lichtschimmer über. Auch die Luft schien sich geändert zu haben. Sie roch frischer. Konnte das das Meer sein? Plötzlich bemerkte Bond, daß er immer schneller in dem Schacht hinunterglitt. Er dehnte die Schultern und spreizte die Beine, um die Fahrt abzubremsen. Es tat weh; die Bremswirkung war nur gering. Der Schacht wurde breiter, er fand keinen Halt mehr. Er rutschte schneller und schneller. Vor ihm tauchte ein weiterer Knick auf

und – er war nach unten gerichtet!

Um Himmels willen, er stürzte kopfüber ab! Verzweifelt spreizte er Arme und Beine. Das Metall scheuerte seine Haut auf. Tief unter sich sah er einen Kreis grauen Lichts. Das Meer? Das Licht raste auf ihn zu! Er rang nach Atem. Bleib am Leben, du Narr! Bleib am Leben!

Kopfvoran schoß Bond aus dem Schacht und stürzte durch die Luft auf das Meer zu, das tief unter ihm metallisch glänzte.

## 18

Bonds Körper durchschlug den glatten Spiegel des Meeres wie eine Bombe.

Während seines Sturzes hatte er instinktiv das Messer aus dem Mund genommen, die Arme ausgestreckt, den Kopf eingezogen, den Körper steif gemacht und im letzten Moment noch tief Luft geholt. So klatschte er fast mit einem Kopfsprung ins Wasser; sofort nach dem Eintauchen verlor er zwar das Bewußtsein, aber der mit ungeheurer Geschwindigkeit erfolgte Aufprall hatte ihn nicht zerschmettert.

Langsam trieb sein Körper an die Oberfläche und schaukelte, mit dem Gesicht nach unten, auf den kleinen Wellen, die sein Sturz erzeugt hatte. Arme und Beine schlugen schwerfällig um sich. Der Kopf tauchte auf. Wasser floß aus dem offenen Mund. Er versank wieder. Die Beine bewegten sich ruckartig und versuchten instinktiv, den Körper im Wasser aufrecht zu stellen. Diesmal blieb der Kopf über Wasser. Die Arme und Beine begannen schwach zu paddeln, und durch einen roten Schleier sahen die blutunterlaufenen Augen die Rettungsleine. Die letzte Hürde war eine schmale, tiefe Bucht am Fuß der steil aufragenden Klippe. Die Rettungsleine, auf die sich Bond zukämpfte, stark behindert durch den plumpen Drahtspeer, war ein massiver Drahtzaun, der sich quer vor die Öffnung der kleinen Bucht spannte und sie von der offenen See abtrennte. Das weitmaschige Drahtgitter hing an einem etwa zwei Meter über dem Meeresspiegel angebrachten Kabel und reichte bis tief ins Wasser hinein.

Bond erreichte das Drahtgitter und klammerte sich völlig erschöpft daran. Fünfzehn Minuten lang hing er so, während er sich immer wieder erbrach. Dann erst fühlte er sich stark genug, sich umzusehen, wo er war.

Noch halb benommen, grübelte Bond über den Drahtzaun nach. Was für einen Zweck hatte es, diesen düsteren Einschnitt in der Klippe vom offenen Meer abzutrennen? Sollte er etwas aussperren oder etwas einsperren? Bond starrte auf das dunkle Wasser ringsum. Kleine Fische drängten sich um seine Oberschenkel. Was machen sie dort? Sie schienen zu fressen, wobei sie auf ihn zuschössen und

wieder zurückwichen und dabei nach schwarzen Fasern schnappten. Fasern aus was? Aus dem Stoff seiner zerfetzten Kleider? Bond schüttelte den Kopf, um klar sehen zu können. Dann schaute er wieder hinunter. Nein – sie fraßen sein Blut!

Bond schauderte. Blut sickerte von seinen offenen Schultern, Knien und Füßen ins Wasser. Plötzlich spürte er auch das beißende Meerwasser in seinen Wunden. Der Schmerz rüttelte ihn auf, ließ ihn wieder klar denken. Wenn sein Blut diesen kleinen Fischen schmeckte, wie war es dann erst mit den Barrakudas und Haien? Sollte der Drahtzaun etwa menschenfressende Fische am Entweichen ins offene Meer hindern? Aber warum hatten sie ihn dann noch nicht angegriffen? Zum Teufel damit! Er mußte unter allen Umständen über das Drahtgitter auf die andere Seite klettern, den Zaun zwischen sich, und was immer in diesem schwarzen Aquarium lebte, bringen.

Schwerfällig kletterte Bond an dem Drahtgitter hinauf, über das Kabel und auf der anderen Seite wieder so weit herunter, daß er in den Gittermaschen noch über dem Wasser stehen konnte. Mit den Armen hängte er sich über das dicke Kabel. Er baumelte nun da wie ein Stück Wäsche an der Leine.

Er war jetzt fast am Ende seiner Kraft, hatte keine Reserven mehr. Der Gedanke kam ihm, sich einfach in das weiche Wasser zurückfallen zu lassen. Wie herrlich mußte es sein, nicht mehr kämpfen zu müssen, endlich ausruhen zu können. Die plötzliche Flucht der kleinen Fische unter seinen Füßen riß ihn aus seinen Tagträumen. Irgend etwas hatte sich tief unter der Wasseroberfläche bewegt. Ganz langsam trieb es auf der dem Land zugewandten Seite des Zaunes nach oben.

Bonds Körper straffte sich. Der Schock der auf ihn zukommenden Gefahr rüttelten ihn auf, ließ seinen Willen zum Überleben zurückkehren.

Er faßte das Messer, das seine Finger während der ganzen Zeit umklammert hatten, erneut mit festem Griff. Er tastete nach dem Drahtspeer, der immer noch in seiner Hose hing, und starrte nach unten. Blasen stiegen auf. Ein grauer Schatten wurde sichtbar – dann kroch ein etwa armdickes Gebilde hervor. Es wirbelte durch das Wasser, wo eben noch die Fische gewesen waren, und verschwand wieder. Jetzt war nur noch der riesige graue Schatten zu sehen. Was machte er? Schmeckte er das Blut?

Wie als Antwort tauchten langsam zwei fußballgroße Augen auf. Fünf Meter unter Bonds Füßen hielten sie an und glotzten durch das ruhige Wasser in sein Gesicht.

Bond lief eine Gänsehaut über den Rücken. Das also war Dr. No's letzte Überraschung, das also war das Ende des Rennens!

Bond blickte halb hypnotisiert in diese Augen hinunter. Das also war der riesige Tintenfisch, der sagenhafte Krake, der Boote unter Wasser ziehen konnte,

das zwölf Meter lange Ungeheuer, das mit Walen kämpfte, das eine Tonne und mehr wog. Was wußte er sonst noch darüber? Daß er zwei lange Arme zum Greifen und zehn zum Halten besaß. Daß er einen großen, plumpen Schnabel unterhalb der Augen hatte, die als einzige Fischaugen wie die des Menschen nach dem Kamerasystem arbeiteten. Daß sein Gehirn leistungsfähig war, daß er mit einer Geschwindigkeit von dreißig Knoten rückwärts durchs Wasser schießen konnte. Daß ... aber die hervorstehenden Augenscheiben trieben weiter nach oben. Die Wasseroberfläche kräuselte sich. Jetzt konnte Bond auch das Gewirr der Fangarme sehen. Sie schwebten vor den großen Augen wie dicke Schlangen. Bond erkannte die runden Öffnungen der Saugnäpfe an der Unterseite. Der Rest des gallertartigen Körpers verlor sich im Wasser. Lieber Himmel, dieses Biest war so groß wie eine Lokomotive! Langsam, mit so wenig Bewegungen wie möglich, verankerte Bond sich mit Armen und Beinen in den Maschen des Drahtzaunes, so daß die Fangarme ihn entweder in Stücke reißen oder zusammen mit dem ganzen Zaun hinunterziehen mußten. Er schaute nach rechts und links. Nach jeder Seite waren es etwa zwanzig Meter bis zum Land. Und jede Bewegung wäre jetzt verhängnisvoll. Er mußte sich völlig ruhig verhalten und hoffen, daß das Ungeheuer das Interesse an ihm verlor. Wenn nicht ... Bonds Finger umklammerten das Messer.

Die Augen beobachteten ihn kalt und geduldig. Genußvoll durchbrach einer der langen Greifarme die Wasserfläche und tastete sich den Zaun empor auf sein Bein zu. Bond spürte die harte Berührung der Saugnäpfe am Fuß. Er bewegte sich nicht. Wie eine riesige schleimige Raupe krabbelte der Greifarm an seinem Bein hinauf. Er erreichte die blutige Kniescheibe und hielt dort interessiert an. Bonds Zähne knirschten vor Schmerz. Er konnte sich die Botschaft vorstellen, die durch den dicken Greifarm zum Hirn geschickt wurde: Ja, man kann es fressen! Und das Hirn signalisierte zurück: Dann nimm es! Die Saugnäpfe tasteten sich weiter zum Oberschenkel. Bond mußte die Schmerzen und das Entsetzen ertragen, bis der Fangarm in seine Reichweite kommen würde.

Die Saugnäpfe waren an seiner Hüfte. Bond konnte in die hornigen Vertiefungen sehen. In wellenförmigen Bewegungen kroch der Arm weiter aufwärts. Wie zäh war das graubraun gesprenkelte, gallertartige Ding? Sollte er hineinstechen? Nein, es mußte ein schneller, harter Schnitt sein, wie beim Durchschneiden eines Taus. Auch wenn er sich dabei ins eigene Fleisch schnitt.

Jetzt! Bond warf rasch einen Blick in die fußballgroßen Augen, die so geduldig aussahen. Im selben Augenblick durchbrach der andere Greifarm die Wasserfläche und schnellte auf Bonds Gesicht zu. Bond warf sich zurück, und der Arm schlang sich um das Kabel vor seinen Augen. Aber er würde sich gleich auf Bonds Arm oder Schulter zuschieben, und dann war er erledigt.

Jetzt!

Der erste Greifarm hatte seine Brust erreicht. Ohne zu zielen, sauste Bonds Hand mit dem Messer nach unten. Er spürte, wie die Klinge in das puddingweiche Fleisch eindrang. Dann wurde ihm das Messer fast aus der Hand gerissen, als der verletzte Arm ins Meer zurückschnellte. Einen Augenblick lang kochte die See unter ihm. Jetzt ließ der andere Arm das Kabel los und legte sich quer über seinen Bauch. Bond schrie auf, als die Saugnäpfe sich an seinem Fleisch festsaugten. Immer wieder stach er wild zu. Lieber Himmel, der Magen wurde ihm herausgerissen. Der Kampf versetzte den Drahtzaun in schlingernde Bewegungen. Unter ihm brodelte und schäumte das Meer. Noch ein Stich in die Rückseite des Greifarmes. Er wirkte! Der Arm zuckte zurück und fiel nach unten; er hinterließ zwanzig rote, blutende Kreise auf Bonds Haut.

Bond hatte keine Zeit, sich darum zu kümmern. Jetzt durchstieß der Kopf des Kraken die Wasseroberfläche. Die Augen starrten rötlich und bösartig zu ihm hinauf. Das Gewirr von Haltearmen züngelte an seinen Füßen und Beinen hoch und riß das Leinengewebe weg. Bond wurde Zentimeter um Zentimeter hinuntergezogen. Der Draht schnitt in seine Achselhöhlen. Wenn er sich weiter festhielt, würde er auseinandergerissen! Die Augen und der dreieckige Schnabel tauchten aus dem Wasser auf, und der Schnabel schnappte nach seinen Füßen. Es gab nur noch eine Hoffnung, eine einzige!

Bond preßte das Messer zwischen die Zähne, seine Hand tastete nach dem Drahtspeer. Er riß ihn heraus, nahm ihn in beide Hände und bog ihn mit einem Ruck fast gerade. Er mußte den Zaun mit einem Arm loslassen, damit er sich bücken und so in Reichweite kommen konnte. Wenn er sein Ziel verfehlte, würde er am Zaun in Stücke gerissen.

Jetzt, ehe er vor Schmerzen starb! Jetzt! Jetzt!

Bond ließ seinen Körper am Drahtgitter hinuntergleiten und stieß mit aller Kraft durch die weiten Maschen nach unten.

Er sah noch, wie sich die Spitze seines Speeres in die Mitte des dunklen Augapfels bohrte. Dann explodierte das Meer in einer schwarzen Fontäne. Bond ließ den Zaun ganz los und hing nun kopfüber an den Knien, den Kopf nur einige Zentimeter über dem Wasser.

Was war passiert? War er blind geworden? Er konnte nichts mehr sehen. Seine Augen brannten, und er hatte einen grauenvollen Fischgeschmack im Mund. Aber er spürte, wie der Draht in die Sehnen seiner Kniekehlen schnitt. Also mußte er noch am Leben sein! Bond ließ den Speer fallen und tastete mit einer Hand hinauf nach dem Drahtgitter. Er bekam den Draht zu fassen, griff nun auch mit der anderen Hand zu und zog sich mit letzter Kraft nach oben, so daß er schließlich in den Maschen des Zaunes saß. Erwischte sich über die Augen. Jetzt konnte er wieder sehen. Er schaute seine Hand an. Sie war schwarz und klebrig. Er sah an seinem Körper hinunter. Er war mit schwarzem Schleim

überzogen, und schwarze Farbe bedeckte auch das Meer in einem Umkreis von zwanzig Metern. Dann wurde sich Bond darüber klar, was geschehen war. Der verwundete Krake hatte seinen Tintensack auf ihn entleert.

Aber wo war das Biest? Würde es noch einmal zurückkommen? Bond suchte das Meer ab. Nichts, nur der sich langsam ausbreitende schwarze Fleck. Keine Bewegung. Nicht länger warten! Weg von hier! Und zwar schnell! Hastig schaute Bond nach links und rechts. Links ging es zu Dr. No. Aber rechts führte es nirgendwohin. Um den Drahtzaun zu bauen, mußten die Männer von links gekommen sein, aus der Richtung der Hafemole. Es mußte also eine Art Pfad vorhanden sein. Bond griff nach dem Kabel und hangelte sich den schwankenden Zaun entlang auf das zwanzig Meter entfernte felsige Ufer zu.

Die stinkende, blutende, schwarze Vogelscheuche bewegte ihre Arme und Beine ganz automatisch. Bonds Verstand schien sich von seinem Körper getrennt zu haben. Er schien sich neben dem Körper herzubewegen, den er wie eine Marionette dirigierte.

Bond erreichte das Ufer. Langsam ließ er sich am Zaun herab und schaute zweifelnd auf das sanft wogende Wasser. Es war schwarz, undurchsichtig. Sollte er es wagen? Er mußte! Er konnte nichts unternehmen, ehe er nicht den klebrigen Schleim und das Blut abgewaschen hatte, ehe er nicht diesen grauenvollen Fischgestank losgeworden war. Er zog die Fetzen seines Hemdes und seiner Hose aus und hängte sie über den Zaun. Er sah an seinem mit Wunden übersäten Körper hinunter. Instinktiv fühlte er seinen Puls. Er schlug langsam, aber regelmäßig. Warum, zum Teufel, sollte er sich also Sorgen machen? Er lebte! Die Wunden und Abschürfungen hatten nichts zu sagen – absolut nichts. Sie sahen häßlich aus, aber es war nichts gebrochen. In der verschrammten Hülle lief der Motor ruhig und regelmäßig. Schnitte und Schrammen, blutige Erinnerungen, völlige Erschöpfung – das waren Verletzungen, für die man in einer Unfallstation höchstens ein mitleidiges Lächeln übrig hätte. Los, du Bastard! Beweg dich! Säubere dich und wach auf! Denk an das Mädchen. Denk an den Mann, den du irgendwie finden und töten mußt. Hör auf, dich zu bemitleiden. Geh endlich ins Wasser und wasch dich! Zehn Minuten später erreichte Bond in seinen nassen Lumpen den Gipfel der Klippe. Es war alles so, wie er es sich vorgestellt hatte. Ein schmaler Pfad, den die Füße der Arbeiter ausgetreten hatten, führte auf der anderen Seite hinunter.

Aus nächster Nähe kamen verschiedene Geräusche. Ein Kran arbeitete, dazwischen hörte man das Plätschern der Bilgepumpe eines Schiffes. Bond sah zum blaßblauen Himmel auf. Es mußte etwas sechs Uhr sein, der Morgen eines herrlichen Tages.

Bond schlich sich vorsichtig auf dem Pfad nach unten und am Fuß der schartigen Klippe entlang, wobei er eine Spur von Blutstropfen hinterließ.

Hinter einer Biegung verlief der Pfad durch ein Labyrinth riesiger, umgestürzter Felsblöcke. Die Geräusche wurden lauter. Leise schlich Bond vorwärts, wobei er darauf achtete, nicht auf lose Steine zu treten. Eine Stimme rief erschreckend nahe: »Kann's losgehen?« Aus der Entfernung kam die Antwort: »Ja!« Der Motor des Krans dröhnte auf. Noch ein paar Meter. Noch ein Felsblock. Und noch einer. Jetzt!

Bond drückte sich flach gegen den Felsblock und schob den Kopf vorsichtig um die Ecke.

## 19

Bond schaute sich lange und eingehend um und zog dann den Kopf wieder zurück.

Er lehnte sich gegen die kühle Felsfläche und wartete, bis sein Atem wieder ruhig ging. Er hob das Messer dicht vor die Augen und prüfte die Klinge. Zufrieden steckte er es hinten in den Hosenbund, so daß der Griff gegen sein Rückgrat drückte. Dort war es jederzeit griffbereit, konnte aber nicht gegen irgendeinen Gegenstand schlagen und ihn so verraten. Er nahm das Feuerzeug aus der Tasche. Als Metallstück mochte es vielleicht nützlich sein, aber es ließ sich nicht mehr anzünden und konnte eventuell gegen den Fels schaben. So legte er es vorsichtig auf den Boden.

Dann setzte sich Bond hin und überdachte sorgfältig das Bild, das sich ihm eingepägt hatte.

Um die Ecke, nicht mehr als zwanzig Meter entfernt, stand der Kran. Die Führerkabine hatte keine Rückwand. Ein Mann bediente die Steuerung. Es war der Fahrer des »Drachens«. Vor dem Kran reichte ein Damm zwanzig Meter ins Meer hinaus und endete in einem T. Ein alter Tanker von etwa zehntausend Tonnen hatte dort festgemacht. Er ragte hoch aus dem Wasser; das Deck befand sich fast vier Meter über dem Damm. Der Tanker trug den Namen *Blanche*, und am Heck konnte man das *Ant* von Antwerpen erkennen. Bis auf die Gestalt, die in der geschlossenen Brücke am Steuerruder lehnte, war kein Lebenszeichen an Bord festzustellen. Der Rest der Mannschaft hatte sich sicher vor dem Guanostaub unter Deck zurückgezogen. Auf der rechten Seite des Krans kam ein Förderband in einem Wellblechgehäuse aus dem Berg. Es wurde von hohen Stützen über den Damm getragen, reichte bis kurz vor die Ladeluke des Tankers und endete in einem riesigen Leinenschlauch von rund zwei Metern Durchmesser. Die Aufgabe des Krans bestand darin, die Öffnung des Schlauches so zu halten, daß er genau über der Ladeluke hing, und den Schlauch nach rechts oder links zu bewegen,

um die Ladung gleichmäßig zu verteilen. Aus der Öffnung des Schlauches ergoß sich der gelbliche Guanostaub in den Tanker, schätzungsweise eine Tonne in der Minute.

Unten auf dem Damm, leewärts von der Wolke aus Guanostaub, stand die hochgewachsene Gestalt Dr. No's.

Das Förderband glitt ruhig über seine Rollen, der Motor des Krans lief regelmäßig. Kein anderer Laut, keine andere Bewegung. Jenseits des Berges waren sicher viele Arbeiter damit beschäftigt, den Guano auf das Förderband zu leiten, das quer durch den Berg rumpelte. Aber zu dieser Seite des Berges hatte keiner Zutritt. Das war auch nicht nötig. Bis auf die Führung des Leinenschlauches gab es hier keine Arbeit.

Bond überdachte alles genau, maß noch einmal die Entfernungen, prägte sich sorgfältig ein, an welchen Hebeln und Pedalen Hände und Füße des Kranführers arbeiteten. Langsam breitete sich ein dünnes, hartes Lächeln auf seinem hageren, sonnenverbrannten Gesicht aus. Ja! Es konnte losgehen! Aber leise, ruhig, exakt! Bond untersuchte seine Fußsohlen und Handflächen. Sie mußten durchhalten! Er langte nach hinten und tastete nach dem Messergriff. Er stand auf und atmete ein paarmal tief durch, fuhr sich mit den Händen durch das verfilzte Haar, rieb sich das Gesicht und wischte die Hände an den schwarzen Jeans ab. Er lockerte noch einmal seine Finger. Dann war er fertig.

Bond spähte um die Kante des Felsbrockens. Nichts hatte sich geändert. Der Kranführer achtete nur auf seine Arbeit. Sein Nacken über dem offenen Kragen des Khakihemdes war ungeschützt. Zwanzig Meter weiter stand Dr. No mit dem Rücken zu Bond, in eine gelbliche Staubwolke gehüllt. Die Wache auf der Brücke zündete sich eine Zigarette an.

Bond sah den zehn Meter langen Pfad hinunter, der an der Rückseite des Krans vorbeiführte. Er legte sich jeden Schritt zurecht. Dann lief er los.

Er rannte auf eine Stelle rechts vom Kran zu, wo ihm die Seitenwand der Kabine Deckung bot. Er duckte sich und lauschte. Der Motor lief weiter auf Hochtouren, das Förderband rumpelte über ihm aus dem Berg. Keine Veränderung.

Die beiden eisernen Stufen an der Rückseite der Kabine sahen stabil aus. Außerdem würde der Lärm des Motors jedes leise Geräusch übertönen. Trotzdem mußte er den Mann möglichst schnell aus dem Sitz reißen und sofort die Steuerung übernehmen. Der einzige Stoß mit dem Messer mußte tödlich sein.

Eine letzte Sekunde lang horchte er, dann griff er nach dem Messer, stieg die eiserne Leiter empor und schlich sich wie ein Panther in die Kabine.

Jetzt brauchte er nichts zu übereilen. Bond stand hinter dem Mann und konnte seinen Geruch wahrnehmen. Er hatte Zeit, um mit dem Messer fast bis ans Dach der Kabine auszuholen, Zeit, um alle Kraft zu sammeln, ehe er die

Klinge von der Seite in den Hals stieß.

Die Hände und Beine des Mannes ließen die Kontrollhebel los. Sein Gesicht wandte sich ruckartig um. Bond glaubte ein blitzartiges Erkennen in den herausquellenden Augen zu bemerken, ehe sie sich nach oben verdrehten. Dann kam ein erstickter Laut aus dem offenen Mund, der schwere Körper rollte seitwärts von dem eisernen Sitz und schlug krachend auf dem Boden auf.

Bond achtete nicht darauf. Er hatte sich schon auf den Sitz geschwungen und suchte nach Hebeln und Pedalen. Alles war durcheinander. Der Motor lief im Leerlauf, die Stahltrosse riß an der Kabeltrommel, der Ausleger beugte sich langsam nach unten wie der Hals einer Giraffe, der Leinenschlauch am Ende des Förderbandes hatte sich verschoben, und der Guanostaub ergoß sich zwischen Damm und Schiff ins Meer. Dr. No starrte herauf. Sein Mund war offen. Wahrscheinlich rief er etwas.

Kaltblütig zwang Bond Hebel und Pedale in die Stellung zurück, die er sich vorher eingeprägt hatte. Der Motor lief schneller, die Zahnräder griffen ineinander und drehten sich wieder. Die Trosse wurde über die Kabeltrommel zurückgezogen und schwenkte den Füllschlauch wieder zur Ladeluke hinauf. Der Ausleger hob sich und blieb stehen. Alles war wie vorher. Jetzt!

Bond griff in das eiserne Rad vor sich, das der Kranführer bedient hatte, als Bond ihn aus seinem Versteck beobachtet hatte. Nach welcher Seite sollte er es drehen?

Bond versuchte es nach links. Der Ausleger des Krans schwenkte ganz leicht nach rechts. Dann also andersherum. Bond wirbelte das Rad nach rechts. Ja, bei Gott, der Kran gehorchte, er bewegte sich nach links und zog den Leinenschlauch mit sich.

Bonds Augen erfaßten den Damm. Dr. No stand nicht mehr an seinem alten Platz. Er war einige Schritte auf einen Pfosten zugegangen, den Bond bisher nicht bemerkt hatte. Er hatte einen Telefonhörer in der Hand. Er versuchte, Verbindung mit der anderen Seite des Berges zu bekommen. Bond konnte sehen, wie seine Hand ungeduldig auf die Gabel schlug.

Bond drehte das Richtungsrad weiter. Himmel, konnte denn das Ding nicht schneller herumschwenken? Im nächsten Augenblick würde Dr. No die andere Seite erreichen; dann war es zu spät. Langsam beschrieb die Spitze des Krans einen Kreisbogen. Jetzt sprühte die schlauchförmige Mündung des Förderbandes die Staubsäule über die Bordwand des Schiffes. Jetzt schwebte die gelbe Wolke aus Guano lautlos über den Damm. Fünf Meter, vier, drei, zwei! Schau dich nicht um, du Hund! Jetzt hab' ich dich! Das Richtungsrad anhalten! Jetzt sind *Sie* an der Reihe, Dr. No!

Als ihn der erste Schauer der stinkenden Staubsäule traf, fuhr Dr. No herum.

Bond sah, wie er die Arme ausbreitete, als wolle er die ausströmende Masse umarmen. Der Mund öffnete sich, ein dünner Schrei drang durch das Dröhnen des Motors zu Bond herauf. Es sah aus, als tanze ein Schneemann auf dem Damm. Dann gab es dort nur noch einen Haufen von gelbem Vogelmist, der ständig anwuchs.

»Du meine Güte!« Bonds Stimme wurde von den Wänden der Kabine zurückgeworfen. Er dachte an die schmerzenden, staubgefüllten Lungen, an den Körper, der sich unter der Last krümmte, an das letzte Ausschlagen der Füße, an den letzten Gedanken – Wut, Entsetzen? – und dann das Schweigen des stinkenden Grabhügels.

Jetzt war der gelbe Berg schon sieben Meter hoch. Der Guano ergoß sich über beide Seiten des Damms ins Meer. Bond blickte zum Schiff hinüber, dessen Sirene in diesem Augenblick dreimal aufgellte. Der schrille Ton brach sich an den Klippen. Nun heulte die Sirene ununterbrochen. Bond konnte sehen, wie sich die Wache aus einem Fenster der Brücke lehnte und nach unten schaute. Es war Zeit zu verschwinden.

Er schwang sich von dem eisernen Sitz und beugte sich über den toten Mann. Er zog ihm den Revolver aus dem Halfter und betrachtete ihn. Er mußte grinsen – Smith & Wesson, Normalmodell.

Er steckte ihn in den Hosenbund. Dann sprang er aus der Kabine.

Eine eiserne Leiter führte hinter dem Kran an der Klippe bis zu der Stelle hinauf, wo das Gehäuse des Förderbandes aus dem Fels kam. In der Wellblechwand des Gehäuses gab es eine schmale Tür. Sie ließ sich leicht öffnen, eine Wolke Guanostaub schlug ihm entgegen. Er kletterte hinein und schloß die Tür.

Das Rattern des Förderbandes über die Rollen dröhnte hier ohrenbetäubend, aber in die Steindecke des Tunnels waren düstere Kontrollampen eingelassen, und neben dem reißenden Staubfluß führte ein schmaler Steg in den Berg hinein. Bond rannte ihn entlang, wobei er wegen des beißenden Ammoniakgeruchs möglichst flach atmete. Er mußte unter allen Umständen die andere Seite erreichen, ehe die Wachen erfaßten, was das Aufheulen der Schiffssirene und der unbeantwortete Telefonanruf bedeuteten, und ihre Furcht, auf diese Seite des Berges zu gehen, überwandten.

Bond rannte und stolperte durch den stinkenden Tunnel. Wie weit war es? Zweihundert Meter? Und was dann? Es blieb ihm nichts übrig, als aus dem Tunnelausgang herauszustürmen und zu schießen – er mußte eine Panik auslösen und dann das Beste hoffen.

Er würde sich einen der Männer schnappen und aus ihm herauspressen, wo das Mädchen war. Und dann? Was würde er dort vorfinden?

Bond rannte noch schneller. Als sein Kopf sich in den weichen Bauch bohrte

und er die Hände um seinen Hals spürte, war es zu spät, den Revolver zu ziehen. Seine einzige Rettung war, sich sofort nach vorn gegen die Beine seines Gegners zu werfen. Er hörte einen schrillen Aufschrei, als der Körper auf den Rücken stürzte.

Bond setzte schon den Griff an, mit dem er seinen Gegner seitwärts auf das Förderband schleudern wollte, als ihn die Art des Schreies und der merkwürdig weiche Anprall des Körpers mitten in der Bewegung innehalten ließen.

Aber das war doch völlig unmöglich!

Wie zur Antwort gruben sich scharfe Zähne tief in seine rechte Wade und ein Ellenbogen stieß von unten in seine Leistengegend.

Bond brüllte vor Schmerz auf. Er versuchte nach der Seite auszuweichen, um sich zu schützen, aber selbst als er »Honey« schrie, rammte der Ellenbogen noch einmal in seinen Unterleib. Bond stieß den Atem durch die zusammengebissenen Zähne. Es gab nur einen Weg, sie zu überwältigen, ohne sie auf das Förderband zu schleudern. Mit festem Griff packte er einen ihrer Knöchel, richtete sich mühsam auf und zog ein Bein über seine Schulter. Ihr anderer Fuß trat gegen seinen Kopf, aber nur noch mit halber Wucht, als habe auch sie bemerkt, daß hier irgend etwas nicht stimmte.

»Hör auf, Honey! Ich bin's!«

Durch das Gerassel des Förderbandes drang Bonds Ruf zu ihr. »James!« Ihr Schrei kam vom Boden. Er spürte, wie sich ihre Hände in seine Beine krallten. »James! James!«

Bond ließ sie los. Er drehte sich herum, kniete sich hin und griff nach ihr. Er nahm sie in die Arme und preßte sie an sich. »Oh, Honey, Honey! Bist du verletzt?« Verzweifelt und fassungslos drückte er sie an sich.

»Ja, James! Ja!« Er fühlte ihre Hände auf seinem Rücken und in seinem Haar. »Oh, James, mein Liebling!« Sie lehnte sich schluchzend an ihn.

»Es ist ja alles gut, Honey!« Bond streichelte ihr Haar. »Und Dr. No ist tot. Aber jetzt müssen wir von hier verschwinden. Wir müssen aus dem Tunnel heraus! Komm! Wie bist du hier hereingekommen? Wir müssen uns beeilen!«

Das Förderband blieb plötzlich mit einem Ruck stehen.

Bond riß das Mädchen auf die Füße. Sie hatte einen schmutzigen blauen Overall an, der ihr viel zu groß war, Ärmel und Hosenbeine waren hinaufgerollt. Sie sagte atemlos: »Hier entlang! Da vorn ist ein Seitentunnel, der zu den Werkstätten und zur Garage führt! Werden sie uns verfolgen?«

Zu Erklärungen war jetzt keine Zeit. »Komm mir nach!« sagte Bond drängend und rannte los. Hinter sich hörte er das leise Klatschen ihrer nackten Füße. Sie erreichten die Abzweigung, von der aus der Seitentunnel in den Berg führte.

Welchen Weg würden die Männer nehmen? Entferntes Stimmengewirr im Seitentunnel gab ihm die Antwort. Bond zog das Mädchen einige Schritte im Haupttunnel weiter. Dicht an ihrem Ohr flüsterte er. »Tut mir leid, Honey. Aber ich fürchte, ich muß sie töten!«

»Natürlich.« Es klang völlig sachlich. Sie drückte seine Hand und trat dann einen Schritt zurück. Sie hielt sich die Ohren zu. Bond zog den Revolver aus dem Hosenbund. Er überzeugte sich davon, daß alle sechs Kammern der Trommel geladen waren. Bond wußte, daß ihm dieses kaltblütige Töten völlig zuwider sein würde, aber seine Gegner waren diese Chigroe-Gangster, Männer, die die schmutzige Arbeit durchführten. Sie hatten sicher schon zahlreiche Menschen ermordet. Vielleicht auch Strangways und das Mädchen. Aber es hatte keinen Sinn, sein Gewissen erleichtern zu wollen. Hier ging es um Töten oder Getötetwerden.

Die Stimmen näherten sich. Es waren drei Männer. Sie sprachen laut und nervös. Würden sie sich umdrehen, wenn sie in den Haupttunnel kamen? Oder würde er sie von hinten erschießen müssen? Jetzt waren sie ganz nahe. Er konnte ihre Schuhe über den Boden schlurfen hören, und dann waren ihre Stimmen sehr deutlich.

»Du schuldest mir im ganzen zehn Dollar, Sam.«

»Nach dem Spiel heut' abend nicht mehr!«

»Keine Würfel für mich heut' abend, Kollege. Ich schneid' mir 'n Stück von dem weißen Mädchen ab.«

»Hahahaha!«

Der erste Mann kam aus dem Seitentunnel, der zweite, dann der dritte. Sie hielten ihre Revolver nachlässig in der rechten Hand.

Bond sagte scharf:

»Daraus wird nichts!«

Die drei Männer wirbelten herum. Bond schoß dem hintersten Mann eine Kugel in den Kopf, dem zweiten in den Magen. Der erste hatte seine Waffe hochgerissen. Ein Geschoß pffte an Bond vorbei durch den Haupttunnel. Bonds Revolver krachte. Der Mann griff sich an den Hals, drehte sich um sich selbst und fiel auf das Förderband. Das Echo der Schüsse donnerte im Tunnel.

Bond steckte den heißen Revolver wieder in den Hosenbund. Rauh sagte er zu dem Mädchen: »Komm!« Er faßte sie an der Hand und zog sie in den Seitentunnel. »Tut mir leid, Honey«, sagte er und rannte los, wobei er sie hinter sich herzog. »Sei nicht albern!« antwortete sie, und dann hörte man nur noch das Geräusch ihrer klatschenden Fußsohlen.

Die Luft im Seitentunnel war frisch; sie kamen auch schneller vorwärts. Doch

nachdem die Anspannung abgeklungen war, ergriff der Schmerz wieder von Bond Besitz. Er rannte automatisch und dachte kaum an das Mädchen. Sein ganzes Denken konzentrierte sich auf die Schmerzbekämpfung und auf die Probleme, die sie am Ende des Tunnels erwarteten.

Er wußte nicht, ob man die Schüsse gehört hatte und wie viele Gegner noch übrig waren. Es blieb ihm nur ein Weg – jeden niederschließen, der ihm in die Quere kam, und den »Drachen« in der Garage zu erreichen. Nur damit konnten sie die Küste sicher erreichen.

Honey stolperte. Bond blieb stehen und verwünschte sich, weil er nicht an sie gedacht hatte. Sie lehnte sich keuchend an ihn. »Tut mir leid, James, aber ...«

Er fragte ängstlich: »Bist du verletzt, Honey?«

»Nein. Ich bin nur so furchtbar müde. Und meine Füße sind ganz zerschnitten von dem Berg. In der Dunkelheit bin ich oft hingefallen. Können wir nicht ein Stück langsam gehen? Wir sind ja fast dort. Vor der Werkstatt führt eine Tür in die Garage. Könnten wir nicht da hineingehen?«

»Genau das habe ich vor, Honey«, sagte Bond. »Es ist unsere einzige Hoffnung, von hier wegzukommen. Wenn du's noch aushalten kannst, bis wir dort sind, haben wir eine echte Chance zu entfliehen.«

Bond legte den Arm um ihre Hüfte und stützte sie. Er wagte nicht, auf ihre Füße zu schauen. Sie setzten ihren Weg fort und erreichten schon nach wenigen Metern eine Holztür in der Tunnelwand. Sie stand einen Spalt offen. Von drinnen war kein Laut zu hören.

Bond nahm den Revolver in die Hand und stieß die Tür auf. Die lange Garage war leer. Im Neonlicht sah der schwarz und golden angemalte Drache auf Rädern wie ein Festwagen aus. Er stand mit der Schnauze direkt vor dem Schiebetor – und die Luke der gepanzerten Kabine war offen. Bond hoffte inständig, daß der Tank voll war und daß der Mechaniker seinen Auftrag ausgeführt und die Schäden behoben hatte.

Plötzlich drangen von außen Stimmen herein. Eifrig diskutierend kamen sie näher. Bond nahm das Mädchen bei der Hand und riß sie mit sich. Es gab nur ein Versteck – den »Drachen«. Das Mädchen kletterte hinein. Bond folgte ihr und zog leise die Luke hinter sich zu. Wartend drängten sie sich eng aneinander. Bond dachte: nur noch drei Schuß in der Trommel. Zu spät erinnerte er sich des Waffenständers an der Garagenwand.

Jetzt waren die Stimmen ganz nah. Sie hörten, wie das Tor aufgeschoben wurde.

»Woher willst du wissen, daß sie geschossen haben?«

»Kann nichts anderes sein! Und ich sollt's ja schließlich wissen!«

»Nehmt lieber die Gewehre! Hier, Joe! Nimm das da, Lemmy! Und 'n paar Handgranaten. Die Kiste ist unterm Tisch.«

Man hörte, wie die Gewehre entsichert wurden.

»Irgend 'n Kerl muß verrückt geworden sein. Der Engländer kann's nicht sein. Habt ihr mal das dicke Biest in der Bucht gesehen? Verdammt noch mal! Und die andern Tricks, die der Doktor in die Röhre gebaut hat? Und das weiße Mädchen. Die sieht heut' früh bestimmt nicht mehr so gut aus. Hat einer von euch schon mal nachgeschaut?«

»Nein.«

»Nein.«

»Nein.«

»Ich muß mich wirklich über euch wundern. Dabei ist das 'ne verdammt knusprige Puppe! Okay, gehen wir! Immer zwei nebeneinander, bis wir zum Haupttunnel kommen. Schießt auf die Beine. Der Doktor möchte bestimmt mit dem Kerl spielen, der da Schwierigkeiten macht!«

Die Schritte hallten auf dem Betonboden. Bond hielt den Atem an, als sie hintereinander an dem Fahrzeug vorbeimarschierten. Würden sie die geschlossene Luke bemerken? Aber die Männer gingen durch die Garage und verschwanden im Tunnel. Ihre Schritte entfernten sich langsam.

Bond stieß das Mädchen an und legte einen Finger auf die Lippen. Leise öffnete er den Einstieg und lauschte wieder. Nichts. Er sprang auf den Boden und schlich sich zum halboffenen Tor. Vorsichtig spähte er hinaus. Es war niemand zu sehen. Essenseruch lag in der Luft und ließ Bond das Wasser im Mund zusammenlaufen. Aus dem nächsten Gebäude, das etwa zwanzig Meter von der Garage entfernt war, hörte man das Klappern von Tellern und Töpfen. In einem anderen Gebäude sang ein Mann zur Gitarre. Hunde begannen zu bellen und verstummten wieder. Die Dobermänner!

Bond rannte zum anderen Ende der Garage und verriegelte die Tür zum Tunnel. Er ging zu dem Waffenständer an der Wand und wählte noch einen Smith & Wesson und einen Remington-Karabiner. Er überzeugte sich davon, daß beide Waffen geladen waren, und reichte sie dann dem Mädchen in das Fahrzeug. Jetzt das Tor. Bond stemmte sich mit der Schulter dagegen und schob es ganz auf. Dann lief er zurück, kletterte durch die offene Luke und schwang sich auf den Fahrersitz. »Mach zu, Honey«, flüsterte er eindringlich und drehte den Zündschlüssel um.

Der Zeiger der Treibstoffuhr schnellte auf »Voll«. Hoffentlich sprang das verdammte Ding gleich an. Manche Dieselmotoren brauchten dazu sehr lange. Bond trat auf den Anlasser.

Das mahlende Rattern war ohrenbetäubend. Man mußte es überall hören! Bond versuchte es noch einmal. Der Motor heulte auf und starb sofort wieder ab. Noch einmal! Und diesmal sprang die Maschine an und lief. Bond gab Gas. Jetzt den Gang einlegen! Aber welchen? Versuchen wir den! Ja, das haut hin! Bremse los, du verdammter Narr! Himmel, er hatte fast den Motor abgewürgt! Aber jetzt waren sie draußen auf dem Weg, und Bond trat das Gaspedal bis zum Boden durch.

»Verfolgt uns jemand?« Bond mußte schreien, um den Motor zu übertönen.

»Nein, Warte! Ja, da kommt ein Mann aus einer der Hütten! Und noch einer. Sie rufen und schreien. Jetzt kommen noch ein paar. Einer rennt nach rechts. Einer geht in die Hütte zurück – da ist er wieder mit einem Gewehr. Er legt sich hin und schießt!«

»Mach die Luke zu! Leg dich auf den Boden!« Bond schaute auf den Tachometer. Zwanzig. Und sie fuhren einen Abhang hinunter. Mehr war aus der Maschine nicht herauszuholen. Bond konzentrierte sich darauf, die riesigen Räder in der Spur zu halten. Eine Kugel knallte scheppernd gegen die Kabine. Noch eine. Wie weit war die Entfernung? Vierhundert? Guter Schütze! Er schrie: »Sieh mal, was los ist, Honey! Öffne den Sehschlitz einen Zentimeter!«

»Der Mann ist aufgestanden. Er schießt nicht weiter. Sie schauen uns alle nach. Warte – da ist noch etwas. Die Hunde kommen! Es ist niemand bei ihnen! Sie rennen hinter uns her. Werden Sie uns einholen?«

»Und wenn schon. Setz dich neben mich, Honey. Halte dich fest. Und paß auf deinen Kopf auf.« Er grinste sie an. »Zum Teufel, Honey, wir haben's geschafft. Wenn wir unten beim See sind, halte ich an und schieße auf die Hunde. Wenn ich die Biester richtig einschätze, dann brauche ich nur einen zu töten, und die ganze Meute fällt über ihn her.«

Bond fühlte ihre Hand im Nacken. Sie ließ sie dort, bis sie den See erreichten. Bond fuhr noch fünfzig Meter ins Wasser hinein, dann wendete er und bremste. Durch den länglichen Schlitz konnte er die Meute das Ufer erreichen sehen. Jetzt waren die Hunde im Wasser und schwammen auf sie zu. Bond hob das Gewehr und steckte den Lauf durch die Öffnung. Er schoß in die Meute hinein. Ein Hund überschlug sich zappelnd. Dann noch einer und noch einer. Blut breitete sich im Wasser aus. Der Kampf hatte begonnen. Bond sah, wie ein Hund sich auf eines der verletzten Tiere stürzte. Dann fielen alle übereinander her. Bond schoß das Magazin leer und warf dann das Gewehr auf den Boden. »Das wäre erledigt!« sagte er und setzte das Fahrzeug wieder in Bewegung.

Gemächlich ratterten sie quer durch den See auf den entfernten Einschnitt in der Mangrovenwand zu. Dort ging der seichte See in den Fluß über.

Fünf Minuten rollten sie schweigend weiter. Dann legte Bond eine Hand über

Honeys Knie und sagte: »Wenn sie entdecken, daß ihr Boß tot ist, gibt's eine Panik. Die Schlaun werden sich verdrücken. Sie werden gar keine Zeit haben, sich um uns zu kümmern. Aber trotzdem holen wir das Kanu erst heraus, wenn es dunkel ist. Ich schätze, es ist jetzt etwa zehn Uhr. In einer Stunde sind wir an der Küste. Dann ruhen wir uns aus und machen uns für die Überfahrt zurecht. Das Wetter sieht günstig aus. Glaubst du, daß du so lange durchhältst?«

Ihre Hand streichelte seinen Nacken. »Natürlich, James. Aber was ist mit dir? Dein armer Körper besteht nur noch aus Brandblasen und Wunden. Und was sind das für rote Kreise auf deinem Bauch?«

»Erzähl' ich dir später. Ich schaff's schon. Jetzt sag mir lieber, was dir heute nacht passiert ist. Wie bist du den Krabben entkommen? Die ganze Nacht lang habe ich immer nur daran denken müssen, wie du da draußen langsam aufgefressen wirst.«

Das Mädchen lachte tatsächlich! Bond sah sie an. Das goldblonde Haar war zerzaust, und ihre blauen Augen fielen vor Erschöpfung fast zu, aber sonst wirkte sie, als sei sie eben von einer Mitternachtsparty nach Hause gekommen.

»Der alte Idiot hat sich für allwissend gehalten!« Es hörte sich an, als spreche sie über einen unbeliebten Lehrer. »Er hat sich von den schwarzen Krabben viel mehr beeindruckt lassen als ich. Es macht mir gar nichts aus, wenn Tiere mich berühren. Und außerdem denken die Krabben gar nicht daran, einen auch nur zu zwicken, wenn man ganz ruhig liegenbleibt und keine offene Wunde hat. Sie mögen nämlich kein Fleisch, sondern leben meist von Pflanzen. Wenn er auf diese Weise wirklich ein schwarzes Mädchen getötet hat, so ist sie entweder vor Angst gestorben oder hatte eine offene Wunde. Ich bin beim Essen nur ohnmächtig geworden, weil ich wußte, daß er für dich noch etwas viel Schlimmeres ausgedacht hatte.«

»Verdammt noch mal, ich wünschte mir wirklich, ich hätte das gewußt! Ich hab' dich immer nur vor mir gesehen, wie du langsam in Stücke gerissen wurdest.«

Das Mädchen schnaubte verächtlich. »Natürlich hat es mir keinen Spaß gemacht, nackt ausgezogen und mit ausgestreckten Armen und Beinen am Boden angepflockt zu werden. Aber die schwarzen Männer haben nicht gewagt, mich anzurühren. Sie machten ihre Witze und gingen dann. Es war nicht sehr bequem da draußen, aber ich dachte nur an dich und wie ich Dr. No töten könnte. Dann kamen die Krabben. Ich lag einfach still und dachte an dich. Sie krabbelten über mich und um mich herum. Für sie war ich anscheinend ein Stück Fels. Es kitzelte ein bißchen. Eine riß mich an den Haaren. Aber sie riechen auch nicht, und ich wartete einfach, bis es hell wurde, dann verkriechen sie sich nämlich in ihre Löcher und schlafen. Ich mochte sie sogar ganz gern, so war ich doch wenigstens nicht allein. Dann wurden es immer weniger, bis schließlich keine mehr kam. Ich zog nacheinander an allen Pflöcken und konzentrierte mich dann auf den,

an dem meine rechte Hand angebunden war. Schließlich bekam ich ihn aus der Spalte im Fels, und der Rest war einfach. Ich schlich mich zu den Gebäuden zurück. In der Werkstatt neben der Garage fand ich diesen schmutzigen Overall. Dann hörte ich das Förderband in der Nähe, und ich dachte mir gleich, daß es den Guano durch den Berg transportiert. Ich habe geglaubt, daß du schon längst tot wärst«, ihre ruhige Stimme klang ganz nüchtern, »und so wollte ich irgendwie durch den Berg, um Dr. No umzubringen. Ich hatte mir dafür eigens einen Schraubenzieher mitgenommen.« Sie kicherte. »Als wir dann ineinanderrannten, hätte ich bestimmt damit zugestochen, wenn er nicht in meiner Tasche gewesen wäre. Ich fand die Tür an der Rückwand der Werkstatt und gelangte durch den Seitengang in den Haupttunnel. Das ist alles.« Sie streichelte seinen Nacken. »Ich hab' beim Rennen durch den Tunnel nur auf meinen Weg geachtet – und dann hatte ich plötzlich deinen Kopf im Bauch.« Sie kicherte wieder. »Liebling, ich hoffe, ich habe dir nicht zu weh getan. Aber meine Nanny hat mir gesagt, daß man bei Männern immer dorthin zielen muß!«

Bond lachte. »So, hat sie das?« Er faßte sie an den Haaren und zog ihr Gesicht zu sich herüber. Ihr Mund preßte sich auf seine Lippen.

Das Fahrzeug brach seitlich aus. Sie hatten das Mangrovendickicht erreicht.

## 20

»Und das stimmt wirklich alles?«

Der amtierende Gouverneur war beunruhigt und verärgert.

Wie hatte sich so etwas direkt vor seiner Nase abspielen können? Was würde das Kolonialamtwohl dazu sagen? Er sah schon den langen blauen Umschlag mit der Aufschrift »Persönlich. Nur für den Empfänger bestimmt« und den großen Briefbogen: »Der Minister für die Kronkolonien hat mich beauftragt, Ihnen sein Erstaunen ...«

»Ja, Sir. Das stimmt alles!« Bond konnte den Mann nicht leiden. Er hatte weder den Empfang bei seinem ersten Besuch noch die Kommentare über Strangways und das Mädchen vergessen.

»Ja – nun – wir müssen natürlich verhindern, daß irgend etwas darüber in die Presse kommt. Sie verstehen mich? Ich werde meinen Bericht mit dem nächsten Kurier an den Minister senden. Ich verlasse mich dabei auf Ihre ...«

»Entschuldigen Sie, Sir.« Der Brigadekommandeur der Karibischen Streitkräfte war ein moderner, junger Soldat von fünfunddreißig Jahren. »Ich glaube doch, wir können annehmen, daß Commander Bond über diese Angelegenheit ausschließlich seiner Dienststelle berichtet. Und mit Ihrer Erlaubnis, Sir, möchte

ich vorschlagen, daß wir alle nötigen Maßnahmen ergreifen, um Crab Key zu besetzen, ohne auf die Zustimmung Londons zu warten. Ich kann bis heute abend einen Zug Infanterie für die Einschiffung bereitstellen. Die HMS *Narvik* hat gestern hier angelegt. Wenn die Empfänge und Cocktail-Parties vielleicht achtundvierzig Stunden verschoben werden könnten ...«

Der sarkastische Unterton war unüberhörbar.

»Ich stimme dem Brigadekommandeur zu, Sir.« Die Stimme des Polizeichefs klang verdrießlich. Schnelles Handeln konnte ihn vielleicht vor einer Rüge bewahren. »Und ich muß unbedingt sofort gegen die Jamaikaner vorgehen, die in den Fall verwickelt zu sein scheinen. Ich werde Taucher zum Mona-Stausee hinaufschicken. Wenn dieser Fall aufgeklärt werden soll, können wir es uns nicht leisten, auf London zu warten. Ich bin der Ansicht, daß wir sofort etwas unternehmen sollten, Sir.«

»Und was meint der Vertreter des Kolonialamtes?« Die Stimme des Gouverneurs klang drängend.

Bond hörte nur auf die ersten paar Worte. Er nahm an, daß Pleydell-Smith sich den beiden anderen anschloß. Seine Gedanken schweiften nach Crab Key. Er dachte an den heißen Wind, der jetzt dort blies, an den Gestank des Sumpfgrases aus den Mangroven, an den gezackten, grauen Korallenboden, in dessen Löchern jetzt die schwarzen Krabben hockten. Die Kormorane würden von ihrem Frühstück draußen auf dem Meer zum Guanoberg zurückflattern, den sein Besitzer nun nicht weiter abbauen konnte. Wo war Dr. No jetzt? Die Besatzung der SS *Blanche* hatte ihn sicher ausgegraben, den Körper auf Lebenszeichen untersucht und dann irgendwo verstaut. Hatten sie den gelben Staub abgewaschen und ihm wieder seinen Kimono angezogen, während der Kapitän Antwerpen auf dem Funkweg um Instruktionen bat? Bond dachte auch an den verkohlten, entstellten Körper unten im Sumpf, der einmal Quarrel gewesen war. Er erinnerte sich an die geschmeidigen Bewegungen der kraftvollen Gestalt, an die Unschuld in den grauen Augen, an die bescheidenen Wünsche, an das Festhalten am Aberglauben, an die Treue und Zuneigung, die Quarrel ihm entgegengebracht hatte.

Pleydell-Smith erwähnte Bonds Namen. Bond riß sich zusammen.

»... und daß er überlebt hat, ist ganz außergewöhnlich. Ich glaube, Sir, wir sollten Commander Bond und seiner Dienststelle unsere Dankbarkeit zeigen, indem wir seine Vorschläge akzeptieren. Es hat den Anschein, Sir, daß er allein mindestens drei Viertel der Arbeit geleistet hat. Das mindeste, was wir nun tun können, ist, das letzte Viertel zu übernehmen.«

Der Gouverneur räusperte sich. Er musterte Bond am anderen Ende des Tisches verstohlen. Der junge Mann schien nicht bei der Sache zu sein. Aber

man konnte bei diesen Burschen vom Geheimdienst nie wissen, woran man war! Natürlich mußte man sich irgendwie zum Einsatz der *Narvik* äußern. Einzelheiten würden ohne Zweifel durchsickern. Die Weltpresse würde über ihn herfallen. Aber dann sah der Gouverneur plötzlich im Geist die Schlagzeilen vor sich: »SCHNELLES EINGREIFEN DES GOUVERNEURS ... DER STARKE MANN DER INSEL INTERVENIERT ... EINSATZ DER MARINE!«

Vielleicht war das doch der richtige Weg. Er konnte ja die Soldaten vor dem Einsatz sogar persönlich verabschieden. Ja, das war's!

Der Gouverneur hob die Hände und ließ sie mit einer ergebenen Geste flach auf den Tisch fallen.

»Dann bin ich also überstimmt, meine Herren. Nun gut«, seine Stimme klang väterlich, als wolle er den Kindern sagen, daß er dieses eine Mal ... »ich nehme Ihren Vorschlag an. Mr. Pleydell-Smith, suchen Sie bitte den Kommandanten der *Narvik* auf und erklären Sie ihm die Sachlage. Streng vertraulich, natürlich. Brigadier, ich überlasse Ihnen die militärischen Vorkehrungen.« Der Gouverneur stand auf. Er nickte Bond huldvoll zu. »Es bleibt mir nur noch übrig, Commander – hm – Bond meine Wertschätzung für seine Rolle in dieser Affäre auszudrücken. Ich werde nicht versäumen, Commander, dem Minister gegenüber Ihre Mitwirkung zu erwähnen.«

Draußen brannte die Sonne auf die kiesbestreute Auffahrt. Das Innere des Sportwagens glich einer Sauna. Bonds verschrammte Hände zuckten zurück, als sie das Steuerrad berührten.

Pleydell-Smith lehnte sich durchs Fenster. Er lächelte entschuldigend. »Nehmen Sie's dem Alten nicht übel. Kann ich noch irgendwas für Sie tun? Müssen Sie denn wirklich nach Beau Desert zurück? Im Spital wollten sie Sie eine Woche behalten.«

»Danke«, sagte Bond kurz, »aber ich muß wirklich zurück. Muß mich um das Mädchen kümmern. Würden Sie bitte dem Krankenhaus mitteilen, daß ich morgen zurückkomme? Haben Sie übrigens die Nachricht an meinen Chef durchgegeben?«

»So schnell es ging!«

»Na dann.« Bond drückte auf den Anlasser. »Das wäre alles. Sie sprechen doch mit den Leuten vom Jamaika-Institut wegen des Mädchens? Sie weiß wirklich verdammt gut über die naturgeschichtliche Seite der Insel Bescheid. Und das nicht aus Büchern. Wenn sie die richtige Arbeit für sie hätten ... Ich fahre mit ihr nach New York und bleibe bei ihr, bis die Operation vorbei ist. Sie könnte ein paar Wochen danach anfangen. Ganz davon abgesehen«, Bond wirkte verlegen, »ist sie wirklich ein nettes Mädchen. Wenn sie zurückkommt ... wenn Sie und

Ihre Frau dann ... Sie verstehen? Nur, daß jemand da ist, der sich ein bißchen um sie kümmert.«

Pleydell-Smith lächelte verständnisinnig. »Keine Sorge. Ich werde mich darum kümmern. Betty hat eine gute Hand für solche Dinge. Sonst noch was? Ich sehe Sie dann später!«

»Danke. Danke für alles.« Bond legte den Gang ein und gab Gas. Er wollte *King's House* so schnell wie möglich hinter sich lassen. In halsbrecherischem Tempo schoß er auf die Hauptstraße hinaus.

Die nächtliche Überfahrt unter den Sternen war ohne Zwischenfall vor sich gegangen. Niemand hatte sie verfolgt. Das Mädchen mußte die ganze Arbeit allein tun. Bond war wie ein Toter auf dem Boden des Kanus gelegen, völlig zusammengebrochen. Alpträume hatten ihn im Schlaf gequält. Aber das berührte ihn nicht. Nach dem, was er in der vergangenen Nacht durchgemacht hatte, würde ihn kein Alptraum mehr erschrecken können.

Der knirschende Schlag einer Korallenspitze gegen den Boden des Bootes hatte ihn aufgeweckt. Sie glitten durch das Riff vor Morgan's Harbour und über die im Mondschein wie Silber glänzende Bucht auf den kleinen Sandstreifen zu. Der Bug unter Bonds Kopf ächzte, als er sich in den Sand bohrte. Sie hatte ihm aus dem Boot und über den dunklen Rasen ins Haus helfen müssen. Er hatte sich an sie geklammert und sie verwünscht, als sie ihm die Kleider vom Leib schnitt und ihn unter die Dusche schob. Sie hatte kein Wort gesagt, als sie seinen zerschundenen Körper sah. Sie hatte das Wasser ganz aufgedreht, die Seife genommen und ihn wie ein Pferd abgeschrubbt. Danach trocknete sie ihn vorsichtig mit Handtüchern, die bald mit Blut durchtränkt waren. Er hatte gesehen, wie sie nach der Whiskyflasche griff. Ehe sie die brennende Flüssigkeit über ihn goß, küßte sie ihn auf die Lippen. »Halt dich fest, Liebling. Und schrei. Es wird weh tun.« Und als sie das mörderische Zeug über seinen wunden Körper schüttete, liefen Tränen des Schmerzes über sein Gesicht, ohne daß er sich schämte.

Nach einem herrlichen Frühstück folgte dann die fürchterliche Fahrt nach Kingston zur Unfallstation. Pleydell-Smith war benachrichtigt worden. Keine Fragen wurden gestellt. Man hatte seine Wunden versorgt. Der tüchtige farbige Arzt hatte seinen Bericht geschrieben. Was? Vielleicht nur »Zahlreiche Verbrennungen und Quetschungen«. Nach dem Versprechen, am nächsten Tag in die Privatstation des Krankenhauses zurückzukommen, war Bond mit Pleydell-Smith zur ersten der vielen Sitzungen ins *King's House* gefahren, die schließlich zu der entscheidenden Konferenz geführt hatten. Bond hatte M über das Kolonialamt eine kurze chiffrierte Meldung durchgeben lassen, die mit der Bemerkung schloß: »Muß zu meinem Bedauern nochmals Krankenurlaub beantragen – Stop – Bericht des Arztes folgt – Stop – Bitte sagen Sie dem Waffenchef Smith & Wesson gegen Flammenwerfer unwirksam – Ende.« Als

Bond jetzt in dem kleinen Wagen durch die endlosen S-Kurven auf die Nordküste zuraste, bedauerte er diese boshafte Bemerkung. Sie würde M nicht gefallen. Verschwendung von Codezeichen. Und wenn schon! Er hatte M nur wissen lassen wollen, daß der Aufenthalt hier nicht gerade ein »Urlaub im Sonnenschein« gewesen war. Er würde sich in seinem schriftlichen Bericht entschuldigen.

Bonds Schlafzimmer war kühl und dunkel. Ein Teller mit belegten Broten und eine Thermosflasche mit heißem Kaffee standen neben dem aufgedeckten Bett. Auf dem Kissen lag ein Zettel, auf dem in großen kindlichen Buchstaben gemalt war: »Du bleibst heute nacht bei mir. Ich kann meine Tiere nicht allein lassen. Sie sind unruhig, ich kann nicht ohne dich sein. Und du schuldest mir noch eine Nacht. Ich komme um sieben. Deine H.«

In der Dämmerung lief sie über den Rasen auf Bond zu, der gerade sein drittes Glas leerte. Sie trug einen schwarz-weiß gestreiften Leinenrock und eine enge rosa Bluse. Das goldblonde Haar roch nach billigem Shampoo. Sie sah unglaublich frisch und schön aus. Sie nahm ihn bei der Hand, und Bond folgte ihr auf einem schmalen, ausgetretenen Pfad, der sich eine ziemliche Strecke durch den hohen knisternden, süßlich riechenden Dschungel des Zuckerrohrs wand. Dann erreichten sie eine kleine Rasenfläche vor dicken, verfallenen Steinmauern und Stufen, die zu einer schweren Tür hinunterführten. Sie sah unter der Tür zu ihm auf. »Du brauchst keine Angst zu haben. Das Zuckerrohr steht noch, und die meisten sind draußen.«

Bond war sich nicht klar, was er eigentlich erwartet hatte. Er hatte sich irgendwie einen groben Boden aus Erde und ziemlich feuchte Wände vorgestellt. Dazu vielleicht noch ein paar Möbelstücke, ein zerbrochenes, mit Lumpen bedecktes Bettgestell und einen starken Zoogeruch.

Er hatte sich vorgenommen, ihre Gefühle auf keinen Fall zu verletzen.

Statt dessen konnte man sich in eine sehr große, saubere Zigarrenkiste versetzt fühlen. Der Boden und die Decke bestanden aus poliertem Zedernholz, das nach Tabakblättern roch. Die Wände waren mit Bambus verkleidet. Beleuchtet wurde der Raum von einem Dutzend Kerzen in einem silbernen Kandelaber in der Mitte der Decke.

Hoch oben an der Wand waren drei quadratische Fenster, durch die Bond den dunkelblauen Himmel und die Sterne sehen konnte. Der Raum war mit einigen wertvollen Möbelstücken ausgestattet, und der Tisch unter dem Kandelaber war einladend mit teurem Silber und Kristall für zwei Personen gedeckt.

»Honey, das ist ja ein wunderschönes Zimmer«, sagte Bond. »Nach dem, was du mir erzählt hast, hatte ich angenommen, du wohnst in einer Art Zoo.«

Sie lachte fröhlich. »Ich hab' das alte Silber herausgekratmt. Es ist alles, was ich besitze. Ich hab' den ganzen Tag daran herumgeputzt. Ich hab's noch nie zuvor

gebraucht. Es sieht hübsch aus, nicht? Weißt du, sonst hängen an den Wänden lauter kleine Käfige. Ich hab' sie gern um mich. Es bedeutet Gesellschaft. Aber weil du jetzt hier bist ...« Sie unterbrach sich. »Mein Schlafzimmer ist da drüben.« Sie zeigte auf die andere Tür. »Es ist ziemlich klein, aber für uns beide reicht's schon. Komm jetzt. Es gibt nur kaltes Essen – Hummer und Früchte.«

Bond ging auf sie zu. Er nahm sie in die Arme und küßte sie. Er hielt sie fest und sah in ihre glänzenden blauen Augen.

»Honey, du bist ein wundervolles Mädchen. Du bist eines der wundervollsten Mädchen, die ich jemals kennengelernt habe. Ich hoffe, daß du immer so bleibst. Bestehst du wirklich auf dieser Operation? Dein Gesicht gefällt mir, so wie es ist. Es gehört einfach zu dir.«

Sie runzelte die Stirn und machte sich frei. »Sprich jetzt nicht darüber. Nicht heute abend. Das ist meine Nacht mit dir! Sprich über Liebe. Ich möchte nichts anderes hören. Und jetzt setz dich.«

Bond gehorchte lächelnd.

»Da ist Mayonnaise. Ich habe sie selber gemacht. Und dort ist Brot und Butter.« Sie setzte sich ihm gegenüber und begann zu essen, wobei sie ihn beobachtete. Als sie merkte, daß es ihm schmeckte, sagte sie: »Und jetzt kannst du mir alles über die Liebe erzählen. Alles, was du weißt.«

Bond sah in das glühende Gesicht. Die Augen schimmerten hell im Kerzenlicht. Die vollen roten Lippen standen vor Erregung und Ungeduld offen. Ihm gegenüber hatte sie keine Hemmungen, keine Scham. Sie konnte ihn alles fragen und erwartete, daß er ihr Antwort gab. Es war, als schliefen sie schon miteinander. Die Spitzen ihrer Brüste zeichneten sich hart unter dem enganliegenden Stoff der Bluse ab.

Bond sagte: »Bist du noch unschuldig?«

»Nicht ganz. Ich hab's dir doch erzählt. Dieser Mann, weißt du.«

»Ach ja ...« Bond konnte nicht weiteressen. Sein Mund war trocken. »Honey, ich kann entweder essen oder dir von Liebe erzählen. Aber nicht beides zusammen.«

»Du gehst morgen nach Kingston, da kannst du genug essen!« Bond stand auf und kniete sich neben sie. Langsam zog er ihren Kopf zu sich herunter. Seine Hand lag fest auf ihrer linken Brust. Ihre Lippen trafen sich.

Die Kerzen über ihnen begannen zu tanzen. Ein großer Nachtfalter war durch eines der Fenster hereingeflattert und schwirrte um den Kandelaber. Die Augen des Mädchens öffneten sich und verfolgten den Falter. Sie entzog Bond ihren Mund, strich ihm übers Haar und erhob sich. Wortlos holte sie eine Kerze nach der anderen herunter und blies sie aus. Der Falter schwirrte durch das Fenster

ins Freie.

Das Mädchen trat vom Tisch zurück. Sie knöpfte ihre Bluse auf und warf sie auf den Boden, Dann den Rock. Ihr Körper schimmerte weiß im Mondlicht. Sie kam auf Bond zu, nahm seine Hand und zog ihn hoch. Sie knöpfte sein Hemd auf und streifte es vorsichtig ab. Ihr Körper roch nach frischem Heu. Sie führte ihn vom Tisch weg und durch eine Tür. Das Mondlicht fiel auf ein Bett. Auf dem Bett lag ein offener Schlaf sack.

Das Mädchen ließ Bonds Hand los und stieg in den Schlafsack. Sie sah zu ihm auf. Nüchtern sagte sie: »Ich habe ihn heute gekauft. Er ist für zwei Personen, und er war ziemlich teuer. Zieh dich aus und komm herein. Du hast es versprochen. Du schuldest mir eine Nacht.«

»Aber ...«

»Tu, was man dir sagt!«